

Portal

Das Potsdamer Universitätsmagazin

Eins 2023



ZUKUNFT

Campus im Jahreslauf

Ob gleißender Sonnenschein oder glänzender Schnee – unsere Standorte machen zu jeder Jahreszeit etwas her. Sie bekommen mit Abstand die meisten Likes. Verständlich oder? Immerhin „liest“ das Auge auf Instagram mit! Dabei steht jeder Campus mal im Rampenlicht.

Neben den blühenden Zierkirschen im Frühling hat der Campus Golm als größter aller Standorte modernste Räumlichkeiten zum Lernen, Lehren und Forschen zu bieten (1). Er wächst nach wie vor und damit auch weiter mit den anderen Einrichtungen des Potsdam Science Park Golm zusammen.

Vor dem strahlend blauen Sommerhimmel erhebt sich das Haus 11 auf dem Campus Am Neuen Palais (2). Die historischen Gebäude sind ein besonders beliebtes Motiv. Kein Wunder, neben dem Schloss Friedrichs des Großen gelegen, lädt das Areal dazu ein, in den Studien- und Arbeitspausen die grüne Umgebung zu genießen.

Wenn im Herbst die Blätter fallen oder sich im Winter leise eine Schneedecke auf den Campus Griebnitzsee legt, träumt er von seiner nächsten Veranstaltung (3 & 4). „Ort des Geschehens“ ist der Campus mit den größten Hörsälen das ganze Jahr über – unter anderem für den Neujahrsempfang und den Uni-Ball.

LUISA AGROFYLAX

 www.instagram.com/unipotsdam



Impressum

Portal – Das Potsdamer Universitätsmagazin
ISSN 1618 6893

Herausgeber:
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Redaktion: Dr. Silke Engel (verantwortlich),
Dr. Jana Scholz

Mitarbeit: Luisa Agrofylax, Sarah-Madeleine Aust,
Antje Horn-Conrad, Lena Himmler, Heike Kampe,
Dr. Stefanie Mikulla, Matthias Zimmermann

Anschrift der Redaktion:
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
Tel.: (0331) 977-113 198, -1474, -1496
Fax: (0331) 977-1130
E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Layout/Gestaltung:
unicom-berlin.de

Titel und Illustrationen:
Dots & Ducks

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
1. September 2023

Formatanzeigen:
unicom MediaService
Tel.: (030) 509 69 89 -15, Fax: -20
Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 2
www.hochschulmedia.de

Druck: Bonifatius GmbH
Auflage: 3.500 Exemplare

Papier: 100 % Recycling-Papier



www.blauer-engel.de/uz195

- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4

Online-Ausgabe:
www.uni-potsdam.de/up-entdecken/upaktuell/universitaetsmagazine

Hier finden Sie auch barrierefreie Versionen dieses Magazins.

Nachdruck gegen Belegexemplar bei Quellen- und Autorenangabe frei.

Liebe Leserinnen und Leser.

Haben Sie auch manchmal das Gefühl, dass die Zeit schneller verrinnt als früher? Die Tage, Wochen und Monate kommen und gehen scheinbar wie im Flug, und schon beginnt ein neues Jahr, das bereits nach einem Wimpernschlag gar nicht mehr jung ist. Vielleicht hat sich unser Zeitempfinden verändert, denn manchmal wirkt es, als würden sich die Ereignisse überschlagen. Und dabei denke ich nicht nur an die krisenhaften Veränderungen auf der Welt, die auf uns einprasseln und sich sogar überlagern. Auch unser Alltag nimmt Fahrt auf, denn wir suchen nach ständig neuen Erlebnissen und verarbeiten täglich mehr und mehr Informationen. Die Technologien um uns herum verändern sich rasant, Wissen scheint exponentiell zu wachsen und in immer kürzerer Zeit bewirken wir immer mehr auf diesem Planeten und um ihn herum. In diesem Zeitgefühl stehen wir mit einem Bein schon im Morgen: Wir sind auf das Kommende gerichtet und setzen im Hier und Jetzt alles daran, unsere Zukunft zu gestalten.

Diesem vorwärts gewandten Lebensgefühl möchten wir die aktuelle Ausgabe des Universitätsmagazins widmen und haben uns mal umgehört, was da auf uns zukommt. Auch an dieser Hochschule – so schildern Studierende,

Forschende und Beschäftigte ihre Utopien der Universität der Zukunft. Und weil das nicht ohne die Vergangenheit geht, haben wir für Sie eine fotografische Zeitreise in die Geschichte der Hochschule gemacht, als heute noch morgen war. Lesen Sie, warum Literatur der Ort für Visionen des Kommenden und die digitale Literaturwissenschaft von morgen heute schon Realität ist. Erfahren Sie, wie wir künftig Musik hören werden, wie der Chemieunterricht von Morgen aussehen und der Klimawandel afrikanische Landschaften verändern wird. Haben Sie sich schon gefragt, was in zehn Jahren wohl aus ihrem Job geworden ist? Wir informieren Sie über Arbeit 4.0 und was das Homeoffice bereits jetzt mit unseren Verhandlungskompetenzen macht.

Dass ich mit den Gedanken eigentlich schon beim nächsten großen Event bin, möchte ich Ihnen auch nicht vorenthalten. Denn am 6. Mai 2023 findet der Potsdamer Tag der Wissenschaften statt, und zwar auf dem Campus Griebnitzsee. Wir freuen uns, Sie dort zu sehen!

Und nun wünsche ich Ihnen viel Spaß beim Lesen.

Dr. Jana Scholz

Inhalt

- 06 **TITEL**
Die Zukunft der Universität
Utopien von Studierenden und Beschäftigten
- 12 **TITEL**
Wenn Dramen durch den Rechner laufen
Die Literaturwissenschaft wird digital
- 14 **TITEL**
Von Orpheus, KI und verzweifelter Kühnheit
Wie sich das Hören von Musik verändert und was vermutlich bleibt, wie es immer war
- 16 **TITEL**
Nicht ohne die Vergangenheit
Fabian Lampart und Natalie Moser erforschen Zukunftsreflexionen in der Literatur
- 18 **TITEL**
Beschäftigte allein zu Haus?
Wie Homeoffice ihre Verhandlungsleistung beeinflusst
- 20 **TITEL**
New Work
Fünf Fragen dazu, wie Assistenzsysteme verändern, wie wir in Zukunft arbeiten werden
- 22 **TITEL**
Kichererbsen in die Schulen
Die Studentin Michelle Seifert will Hülsenfrüchte in den Chemieunterricht bringen
- 24 **TITEL**
Zukunftsvisionen für das ländliche Afrika
Über Landwirtschaft, Naturschutz und die Savanne als Kohlenstoffspeicher

- 26 **ZEITREISE**
Früher war heute morgen
Gute Aussichten: ein Blick in die Vergangenheit der Universität
- 28 **KLEINE FÄCHER**
Auf Ziegenpfaden
In der Denkfabrik zu Mittel- und Osteuropa betreten die Studierenden wenig erforschtes Gelände
- 30 **FORSCHUNG**
Wie das Thermometerhuhn nach Berlin kam
Das Projekt „Berlin's Australian Archive“ entdeckt indigenes Wissen wieder
- 32 **MEINE ARBEITSTAG**
„Ein bisschen Spaß macht es auch“
Ulrich Kortenkamp gibt alles für gute Lehre
- 34 **NAHAUFNAHME**
Europa wachsen helfen
Warum Jürgen Lewerenz ein Forschungsstipendium an der Universität Potsdam stiftet
- 36 **UNI FINDET STADT**
Arm aus Überzeugung
Potsdamer Studierende entwickeln eine Ausstellung über freiwillige Armut im Mittelalter
- 38 **TRANSFER**
Pflegen statt tippen
Potsdamer Studierende haben eine App entwickelt, die Pflegekräften die Dokumentation erleichtert





40 **BILDUNG**
Digitalisierung im Chemieunterricht
Wie Augmented Reality Lehrkräfte dabei unterstützen kann, abstrakte Inhalte zu vermitteln

42 **INTERNATIONAL**
Opfer hier, Akteure dort
Lebogang Mokoena vergleicht die mediale Darstellung von Flutkatastrophen im globalen Süden und Norden

44 **SPORT**
„Der Erfolg hat mich gefesselt“
Yvo Witassek studiert Kognitionswissenschaften und ist Judo-Spitzensportler

46 **UNI MACHT SCHULE**
In der Ferne so nah
Lehramtsstudentin Pia Charlotte Erben absolviert ihr Schulpraktikum in Ägypten

48 **NEU ERNANNT**
Spezialgebiet: Forschungssoftware
Anna-Lena Lamprecht ist neu berufene Professorin am Institut für Informatik und Computational Science

50 **FOTOGESCHICHTE**
Aus dem All und der Luft, mit Laser und Neutronen
Moderne Sensortechnologien helfen dabei, die Welt immer besser zu verstehen

52 **ENGAGIERT**
„Mit uns geht was!“
Julia Neumann engagiert sich in der Jugend- und Auszubildendenvertretung

54 **DER PORTAL-FRAGEBOGEN**
Es antwortet: Judith Klinger



55 **WISSEN KURIOS**
Der Musikwissenschaftler Dr. Pascal Rudolph antwortet auf die Frage: Was ist präexistente Musik im Film?

56 **CAMPUS**
Vom Glück der Unplanbarkeit
Linda Seutter von Lötzen schreibt Romane, modelt und studiert Wirtschaft und Politik

58 **BLITZLICHT**
Zeit für Erlebnisse
Veranstaltungen der Universität Potsdam

TITEL

DIE ZUKUNFT DER UNIVERSITÄT

Utopien von Studierenden und Beschäftigten



Rasanter Wandel von Umwelt, Technologie und Gesellschaft

Lernen wird stärker selbstgeleitet sein.
Zunehmende Komplexität und immer schnellere Veränderungen in Umwelt und Gesellschaft erfordern von Absolvent:innen eine ständige Verarbeitung von neuen Erkenntnissen. In Zukunft werden wir die Studierenden mit Hilfe von aktiven Unterrichtsmodellen gezielter darin ausbilden, eigenständig zu lernen.

Die Universität als Ort des offenen und respektvollen Diskurses wird für die demokratische Gesellschaft noch wichtiger sein.
Der rasante Wandel von Umwelt, Technologie und Gesellschaft macht vielen Angst. Wir als Wissenschaftende werden uns mehr der Verantwortung stellen, wissenschaftliche Erkenntnisse allgemeinverständlich zu kommunizieren, um die Verbreitung von Falschinformationen zu erschweren.

Wissenschaft wird viel stärker in Teams stattfinden, nicht zuletzt, um die komplexen Probleme unserer Zeit lösen zu können.

Die noch junge Universität Potsdam mit ihren flachen Strukturen ist auf diese Art der Forschung besser vorbereitet als viele andere. Hier muss Potsdam ein Vorreiter sein.

Karoline Wiesner, Professorin für Komplexitätswissenschaft, und Thorsten Wagener, Humboldt-Professor für Analyse hydrologischer Systeme

Mehr Praxis im Lehramtsstudium

Wenn ich Lehramtsstudierende frage, was ihnen im Studium am meisten fehlt, höre ich oft ähnliche Antworten, die sich um ein Thema drehen: Einblicke in die Praxis. Vor allem im Bachelorstudium eignet man sich eine bunte Mischung aus Fachinhalten an und geht am Ende häufig mit der Frage aus der Lehrveranstaltung: Wie genau wende ich das jetzt im Unterricht an? Und wenn man nicht schon früh neben dem Studium als Vertretungslehrkraft arbeitet, lernt man einen richtigen Schulalltag leider auch erst im Praxissemester am Ende des Masterstudiums kennen. Und damit gehört Potsdam deutschlandweit sogar zu den Vorreitern. Meiner Meinung nach ist zukünftig eine enge Verknüpfung von Fachwissen und Didaktik wichtig. Den Blick also nicht nur auf das Was, sondern vor allem auf das Wie zu lenken. Darüber hinaus könnte man früher den Schritt in die Schule ermöglichen, bspw. durch längere Praktika im Bachelorstudium oder ein duales Studiensystem. Und zu guter Letzt: den Blick über den Tellerrand nicht vergessen! In einer sich stetig wandelnden Welt ist es wichtig, flexibel und offen zu sein – für neue Themen, Methoden und Schulformen. Das Lehramtsstudium der Zukunft sollte also vor allem eines: den Blick nach vorne wagen, um einen ersten, mutigen Schritt voranzugehen.

Lena Marie Bombowsky studiert Lehramt für die Fächer Deutsch und Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde im Master und engagiert sich im Fakultätsrat der Philosophischen Fakultät.

Von unentdeckten Fähigkeiten und einer gesellschaftlichen Meisterleitung

Ich freue mich auf eine Universität, an der sich alle Menschen so annehmen und akzeptieren, wie sie sind. Wie wäre es, wenn jeder Mensch die Chance hätte, seine Fähigkeiten zu entdecken und diese nach eigenem Ermessen in die Gesellschaft einzubringen? Und wie würde das Miteinander aussehen, wenn Menschen urteilsfreier aufeinander zugehen und sich aufrichtig für den jeweils anderen interessieren, um gemeinsam Lösungen zu erarbeiten, von denen jede:r etwas hat? Ich bin fest davon überzeugt, dass Inklusion ein tiefer Wunsch unserer Gesellschaft ist. Wir alle haben den Traum, unseren Platz zu finden, unabhängig von Alter, Geschlecht, Herkunft, Behinderung oder Schulbildung.

In meinem Kopf existiert er deshalb schon, der barrierefreie Campus, über den wir nicht mehr nachdenken müssen, weil er schon in unser aller Alltag übergegangen ist. Da sehe ich nicht nur Rampen und Fahrstühle an Stelle von Treppen und Stufen, sondern auch jede Menge höhenverstellbare Schreibtische, gemütliche und großzügige Lern- und Rückzugsorte, Labore mit Rollstuhlarbeitsplätzen, vollkommen barrierefreie Bahnhöfe und Verkehrsmittel, die unsere Standorte noch besser verbinden, mit Farbe und Reliefschriften gekennzeichnete Flure, 3D-Lagepläne, einen Internetauftritt, den jede:r nutzen kann, sowie Sport- und Bewegungsangebote in barrierefreien Sportstätten. Wenn ausländische Studierende deutsche Formulare in leichter Sprache verstehen, wenn Menschen mit Kind ihr Studium in der Regelstudienzeit beenden, wenn Rollstuhlfahrer:innen in jedem Gebäude die Toilette nutzen können, wenn die sehbeeinträchtigte Kollegin aus der Verwaltung bis zur Rente mit Spaß und Freude arbeitet, wenn auch Doktorand:innen mit AD(H)S oder Autismus erfolgreich und mit Leichtigkeit zum Abschluss geführt werden können, dann bin ich an der Universität Potsdam zurück in der Zukunft!

*Annette de Guzmán Guzmán, Beauftragte für Mitarbeiter*innen mit Beeinträchtigungen und chronischen Erkrankungen*

Die Uni der Zukunft? Mehr Flexibilität & Teilhabe!

Wenn ich an die Universität der Zukunft denke, stelle ich mir mehr Öffnung vor – Gäste aus der Schulpraxis, Wirtschaft, Politik und Kultur sind jederzeit willkommen und sorgen für einen vielfältigen Wissenschaftsdiskurs. Die klassische Vorlesung gibt es nur noch im Rahmen von Podcasts oder Vlogs. Webinare ergänzen ein flexibles Seminarportfolio aus Präsenzveranstaltungen, Blended-Learning-Formaten, Exkursionen und Praktika an allen sieben Tagen der Woche. Universitätsgäste könnten sich jeden Kurs als Fortbildung anrechnen lassen. Schüler:innen schalten sich aus dem Klassenraum dazu und könnten ein Fast-Track-Studium beginnen. Es gäbe keinen Numerus Clausus mehr, sodass nicht sozialer Erfolg, sondern Leistung, Interesse und Motivation über den Zugang zum Studium entscheiden würden. Das Schreiben von Klausuren wäre jederzeit möglich, ähnlich wie bei der amerikanischen Führerscheinprüfung. Coaches begleiten den Schreibprozess von Haus- und Abschlussarbeiten ganzheitlich. Die Flexibilität der Kursangebote und die Streckung der Universitätstage ermöglichen es, dass alle am akademischen Angebot partizipieren: Studierende, Schüler:innen, Arbeitnehmer:innen, Unternehmer:innen und Senior:innen gestalten somit gemeinsam eine Universität der Vielfalt und Teilhabe. Aus Ideen könnten Ziele werden.

Winnie-Karen Giera, Professorin für Deutschdidaktik im inklusiven Kontext, Förderschwerpunkt Sprache und Kommunikation, Sekundarstufe I

Lernen effektiv gestalten

Ich stelle mir eine Universität vor, an der international vernetzt und fächerübergreifend auf exzellentem Niveau geforscht wird. Dabei sind starke Bezüge zur Praxis wichtig, etwa mit Transferprojekten in Forschung und Lehre. Als Schulpädagogin wünsche ich mir für die Zukunft (auch weiterhin) eine starke, forschungsorientierte Lehrkräftebildung, die sich kritisch mit Fragen zu Schule und Gesellschaft auseinandersetzt und Spaß am Unterrichten vermittelt. Angesichts vieler evidenzfreier Annahmen über lernförderlichen Unterricht hoffe ich, dass wir nach wie vor dazu beitragen, dass Lehramtsstudierende datenbasiertes Wissen in Schulen einbringen, um Lernen effektiv zu gestalten. Ich wünsche mir, dass Lehramtsstudierende in Projekten wie Universitäts- und Campusschulen auch künftig in geschütztem Rahmen Neues wagen können – beispielsweise den Einsatz Künstlicher Intelligenz im Unterricht.

*Rebecca Lazarides,
Professorin für Schulpädagogik*

Auf dem Campus

Es gibt eine bestuhlte Kiesfläche und im Sommer einen guten italienischen Espresso. WissenschaftlerInnen und Studierende sitzen dort zusammen und unterhalten sich.

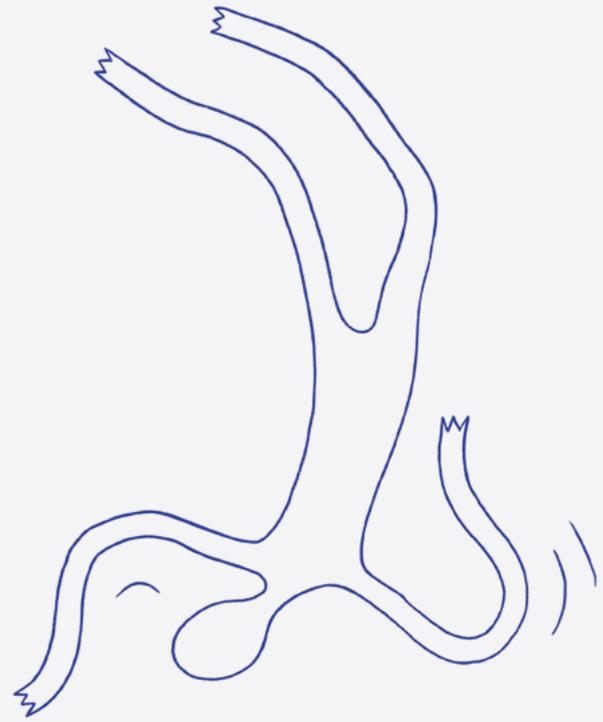
*Heiko Christians, Professor für
Medienkulturgeschichte*

Glocal Learning for Future

Ich stelle mir vor, im Jahr 2035 Student zu sein. Ich habe einen B.A. in Erziehungs- und Geowissenschaften und studiere im Master Global Earth and Social Sciences hier in Potsdam. Einige Module habe ich in Paris, Cagliari und Brno belegt. Umfassende Digitalisierung und der offene europäische Hochschulraum machen es möglich. In vielen meiner Kurse habe ich auch schon mit Studierenden aus den Amerikas, Afrika oder Asien gelernt. Oft sind Organisationen und Unternehmen aus Partnerländern dabei und bringen ihre konkreten Erfahrungen und Herausforderungen mit ein. Interdisziplinäre Projektarbeit und die Entwicklung von Lösungen realer, lokaler wie globaler Probleme sind in vielen Fächern das Standard-Kursformat.

Vorlesungen belege ich digital, oft on-demand. Ich nutze aber zusätzlich begleitende Angebote von Lehrenden und Peers. Ich bin sicher, dass die internationale, interdisziplinäre und interkulturelle Ausrichtung meines Studienprogramms und die vielfältigen digitalen Optionen mich bestens auf meine Zukunft vorbereiten werden.

*Frederic Matthé, COIL-Koordinator, Zentrum
für Qualitätsentwicklung in Lehre und Studium*



Meine Utopie von KI ist konkret

In zehn Jahren wird die Universität Potsdam das Potenzial Künstlicher Intelligenz (KI) in allen Disziplinen voll ausschöpfen. Durch KI ergibt sich eine Neukonfiguration der Aufgabenteilung zwischen Mensch und Maschine und wir werden diese produktiv machen. Der gegenwärtige Hype um künstliche Intelligenz wird uns dann etwas peinlich sein, doch jetzt hilft er, uns von Utopien und Dystopien zu befreien. Denn KI ist ja bekanntlich weder künstlich noch intelligent, sondern eine Maschine zur automatisierten Entscheidungsfindung.

Dank der Weiterbildung „Data Science und KI“ an der Potsdam Graduate School (PoGS) und weitere Angebote können wir dann reflektiert und effizient mit KI-Anwendungen umgehen und dabei unsere individuelle, organisatorische und gesellschaftliche Autonomie bewahren. Mit mehr Wissen können wir einerseits nützliche von unnützen KI-Anwendungen unterscheiden und andererseits einen reflektierten Umgang mit technologischen Neuerungen (wie heute chatGPT, Dall-E und Ähnlichem) entwickeln.

Dr. Stefan Lindow, Potsdam Graduate School

Nicht nur virtuell

Stell Dir vor, es ist Uni und keiner geht hin. Alle Kurse sind online, jederzeit von jedem abrufbar. Heute Lineare Algebra in Stanford, morgen Organische Chemie am MIT. Super! ... Aber irgendwie ist es auch nicht das, was ich von der Universität der Zukunft erhoffe. Natürlich sollten wir die Chancen der Digitalisierung an den Universitäten nutzen und weiterentwickeln. Durch digitales Lehren und Lernen überwinden wir Grenzen und gewinnen neue Freiheiten. Gleichzeitig sollte die Universität aber ein Ort sein, an dem wir uns nicht nur virtuell, sondern auch physisch aufhalten. Wo wir miteinander diskutieren, streiten, uns gegenseitig inspirieren und weiterbringen – ein Ort, an dem man neue Menschen kennenlernt und Freundschaften fürs Leben knüpft. So habe ich als Student die Uni erlebt, und so wünsche ich sie mir auch für die Studierenden von heute und morgen.

Dr. Wolfgang Schwanghart, Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der AG Bodenkunde und Geomorphologie

Studieren ohne Probleme

„Die Studienzeit ist die schönste Zeit des Lebens“. So hört man es von allen Seiten. Doch für viele Studierende gilt dieser Spruch nicht: Prüfungsangst, Einsamkeit und Versagensängste gehören genauso zum Alltag wie Probleme mit der Finanzierung des Studiums und die verzweifelte Suche nach einer Wohnung. Komplizierte Campusmanagementsysteme, verbesserungsfähige Zulassungsverfahren und unflexible Studienordnungen erschweren das Studium. Zeit für Familie und Freunde bleibt in den heißen Phasen des Studiums kaum.

Meine Utopie besteht in der Bewältigung dieser Probleme: Wir brauchen elternunabhängiges BAföG, eine lebendige Studierendenschaft, Gemeinschaftsräume in Wohnheimen, die Möglichkeit, sich durch Zusatzleistungen außerhalb des Faches weiterzubilden, eine Anpassung der Regelstudienzeit, mehr studentischen Wohnungsbau, Prüfungsformen, die zu Lernzielen passen, eine geringere Prüfungslast, vielleicht ein Trimester-Modell zur Abschaffung von Stressspitzen ...

Lasst uns gemeinsam dafür einsetzen und unsere Universität gestalten!

Sönke Beier, studiert Physik im Master und ist Wissenschaftliche Hilfskraft an der Professur für Biologische Physik.

Klimaschutz und Nachhaltigkeit

Die Universität der Zukunft ist für mich klimagerecht und nachhaltig: Das bedeutet, dass sie die technischen Voraussetzungen für einen möglichst ressourcenschonenden Betrieb schafft. Außerdem ist allen Universitätsmitgliedern bewusst, wie wichtig Klimaschutz und Nachhaltigkeit sind. Es gibt interdisziplinäre Ringvorlesungen und Summer Schools zu diesen Themen, und alle Studierenden setzen sich damit in verpflichtenden Modulen auseinander. Die Hochschule ist klimapositiv, denn sie gleicht nicht vermeidbare Emissionen durch die Renaturierung von Mooren und Wäldern aus. Sie bezieht nach wie vor ausschließlich zertifizierten Ökostrom und nutzt selbst produzierten Strom mithilfe von Solarmodulen. Auch wird die Abwärme aus den Rechenzentren verwertet. Bei Bau und Sanierung achten die Verantwortlichen auf höchste Energieeffizienz und materialsparende Bauweise.

Alle drei Standorte sind ökologisch wie sozial nachhaltig gestaltet. Langgraswiesen dienen der Biodiversität und wechseln sich mit Grünflächen ab, auf denen sich die Hochschulmitglieder aufhalten können. Dächer und Fassaden sind begrünt, was dem Mikroklima und der Biodiversität zugutekommt. Dank guter Infrastruktur kommen die meisten Universitätsangehörigen ausschließlich mit Fahrrad, öffentlichen Verkehrsmitteln und zu Fuß zum Campus. Die Menschen fahren bei Exkursionen und Dienstreisen mit dem Zug und priorisieren bei interkontinentalem Austausch digitale Möglichkeiten. Anschaffungen, auch IT-Technik, verwenden die Beschäftigten möglichst lange und es wird generell sparsam konsumiert.

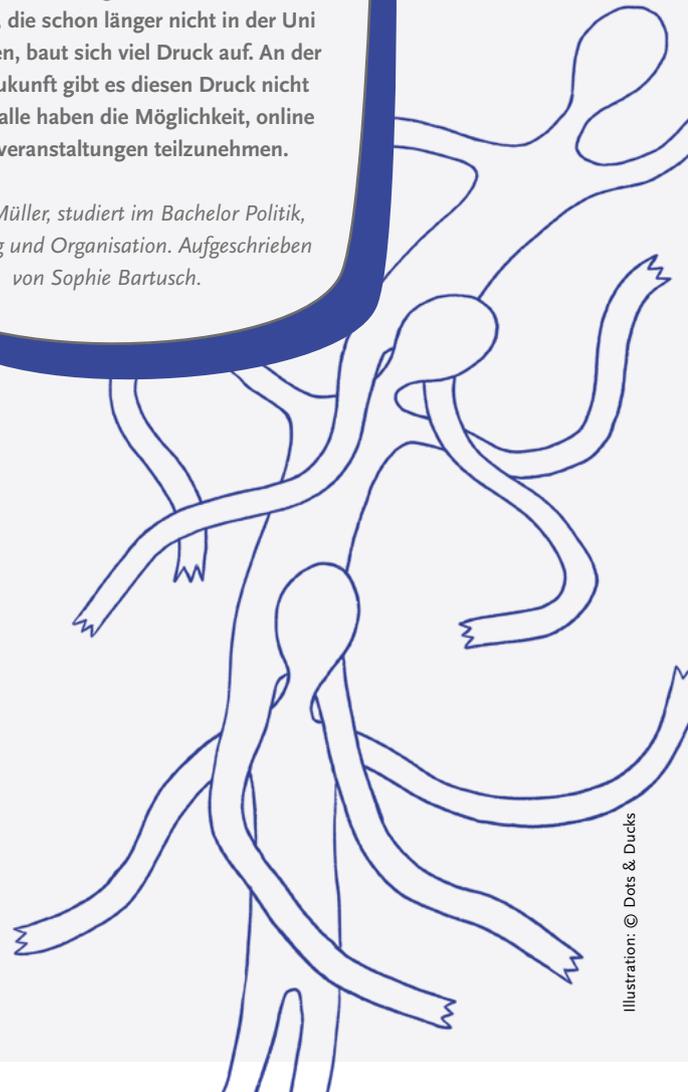
Angelika von Pressentin, Klimaschutzmanagement der Universität Potsdam

Ökologisch und digital

An der Universität der Zukunft wird Nachhaltigkeit eine größere Rolle spielen. Die Bemühungen sind auch jetzt schon da, zum Beispiel mit dem Veggie Wednesday in der Mensa. Andere Einrichtungen stellen jedoch noch radikaler um. Ich finde, die Universität sollte hier eine Vorreiterrolle wahrnehmen. Die Seminare, die ich besucht habe, zeigten mir auch, dass der Umgang mit Materialien überdacht werden muss. An der Uni der Zukunft wird viel Papier gespart werden, weil die Lehrenden auf Flipcharts und Kopien verzichten. Die Plattform Moodle, die den digitalen Austausch von Lehrmaterial ermöglicht, wird von allen genutzt.

Durch meine Arbeit im Fachschaftsrat Politik und Verwaltung habe ich erfahren, dass die Universität bereits viel Geld in Hybridtechnik investiert und alle Seminarräume mit Bildschirmen ausgestattet hat. Leider haben noch nicht alle Dozierenden deren Nutzen erkannt. Dabei ist es nicht nur Corona, auch andere Krankheiten oder besondere Situationen machen es Studierenden oft schwer, Präsenzveranstaltungen zu besuchen. Für diejenigen, die schon länger nicht in der Uni sein konnten, baut sich viel Druck auf. An der Uni der Zukunft gibt es diesen Druck nicht mehr und alle haben die Möglichkeit, online an Lehrveranstaltungen teilzunehmen.

Hannah Müller, studiert im Bachelor Politik, Verwaltung und Organisation. Aufgeschrieben von Sophie Bartusch.



Erfahrungsraum Universität

Während ich hier an meinem Laptop sitze, überlege ich, welche Art von Zukunftsvision ich in diesem Rahmen entwickeln will. Da der Zeithorizont bewusst offengehalten ist (Ist diese zu schildernde Zukunft nächstes Jahr? In 50 Jahren?), versuche ich mich zwischen zwei Varianten zu entscheiden: einer sehr konkreten Vision für die unmittelbare Zukunft (mehr Stellen – nach Lecturer-Modell – im Mittelbau, Stärkung der kleinen Fächer etc.) und einer abstrakteren Idee, die etwas weiter entfernt scheint.

Am Ende fällt mir allerdings auf, dass beide Zukunftsvisionen eigentlich gar nicht so unterschiedlich sind: Wenn ich mir etwas wünschen darf, dann ist das eine Universität, die strukturell durch kreative Freiräume gekennzeichnet ist: Freiheit für die Studierenden, ihre Zeit an der Uni nicht nur als Ausbildung im engeren Sinne zu begreifen, sondern als Zeit, um Impulse zu erhalten (und zu geben). Und Freiheit für die Dozierenden, um kreativ mit Forschung und Lehre umgehen zu können und solche Erfahrungsräume zu gestalten.

Dr. phil. Maria Weilandt, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft

Normalität neu verhandeln

Wo Strukturen Ungleichheitserfahrungen hervorbringen, müssen sie sich ändern. Diese Erkenntnis manifestiert sich für unsere Hochschule in der Existenz des Koordinationsbüros für Chancengleichheit, das tagtäglich daran arbeitet, dass die Utopie Realität wird. Das Bild einer Universität Potsdam zu zeichnen, die in rosaroten Wolken der Gleichheit schwebt, hilft da nur bedingt. Diskriminierungsfreiheit ist eine Frage der Kommunikationskultur. Sie beginnt mit kritischer Selbstreflexion. Insbesondere weiße, heterosexuelle, CIS-männliche, nicht von Klassismus betroffene Menschen, ohne chronische Krankheit und/oder Behinderung, müssen sich fragen, welche Privilegien ihnen Türen öffnen und welche Selbstverständlichkeiten ihrer Realität gar nicht so selbstverständlich sind.

Der Weg ins utopische Morgen führt nicht daran vorbei, Normalität und Neutralität neu zu verhandeln und Macht neu zu verteilen. Das gelingt naturgemäß nur zusammen. Hochschuldemokratie gedeiht, wo Wissenshoheiten und eingemauerte Hierarchien bröckeln. Die Universität als utopischer Raum der Gleichberechtigung und des Respekts wird durch Mitbestimmung wirklich aller dimensioniert: Wo Wissen (tatsächlich) wächst, da liegt die Saat in konkreten Solidaritäten.

Katja Schubel, Alumna der Universität Potsdam und ehemalige Mitarbeiterin im Koordinationsbüro für Chancengleichheit



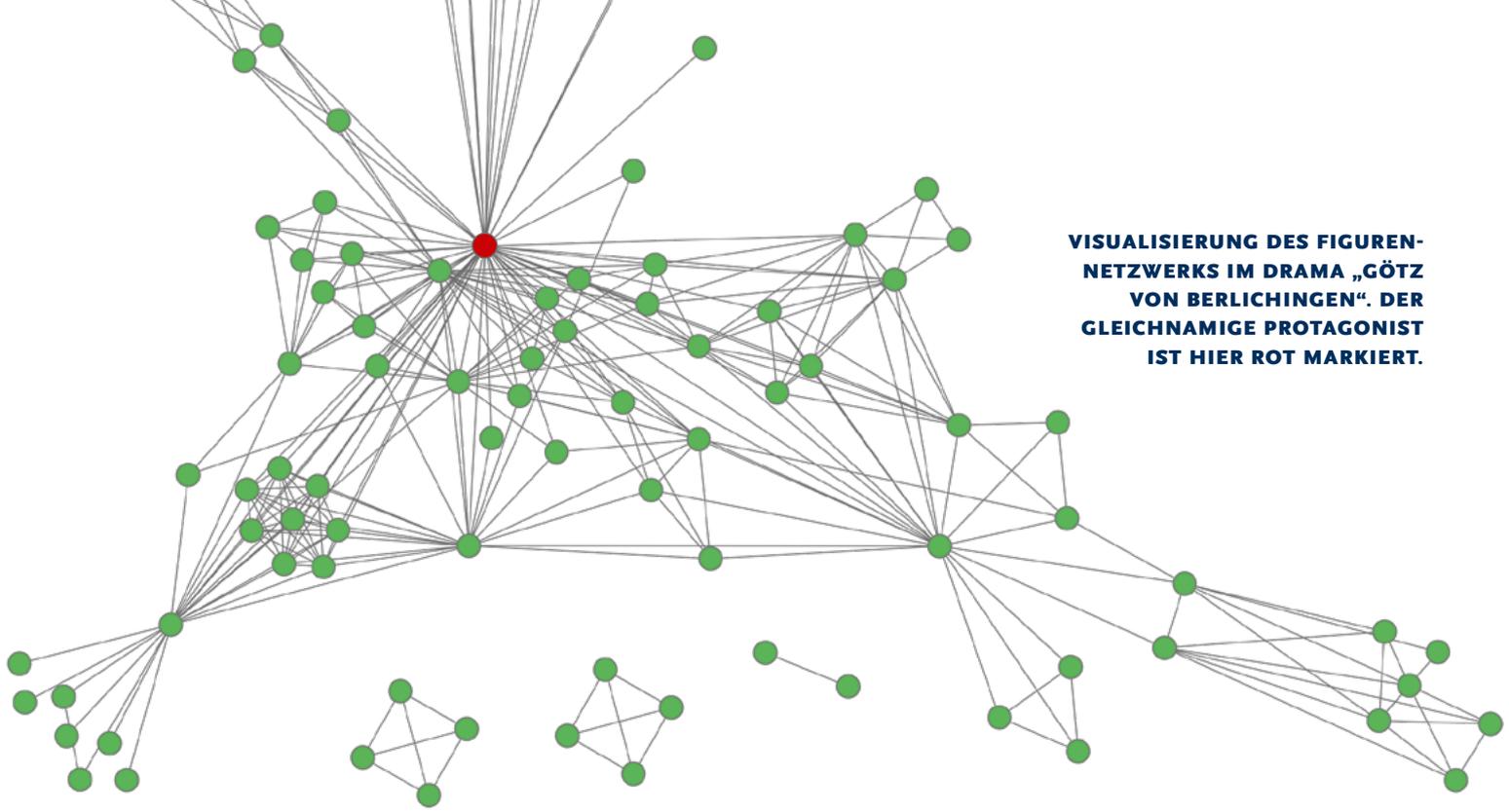
Mein Traum von einer gerechten UP

Ich wünsche mir eine Universität der Gleichheit und Demokratie. Alle Menschen haben die gleichen Chancen, vom Studienbeginn bis zur Professur, in Technik und Verwaltung. Jeder kommuniziert respektvoll, serviceorientiert und auf Augenhöhe. Medien ergänzen den persönlichen Austausch, ersetzen ihn nicht. Zum sorgsamem Umgang mit Ressourcen gehören Studieneingangstests. Ansehen und Einkommen von Akademikern sind ohnehin relativ gesunken. Die Gesellschaft hat verstanden, dass gute Pflegekräfte, Erzieher und Handwerkerinnen wertvoll sind.

Es gibt keine Unterscheidung zwischen W2- und W3-Professuren, da sowieso die gleichen Pflichten mit den Stellen verbunden sind. Natur- und geisteswissenschaftliche Fächer müssen sich nicht an gleichen Kriterien messen lassen. Anträge sind nicht erforderlich, zusätzliche Forschungsmittel und Zulagen bleiben aber möglich.

Wir interessieren und engagieren uns für unsere UP. Der Einsatz etwa von Umfrage-Tools ermöglicht es, den zeitlichen Aufwand der Gremienarbeit zu verringern. Gleichzeitig können wir so Entscheidungen auf breiterer Basis fällen, die die Mehrheit dann auch akzeptiert und umsetzt.

Susanne Hähnchen, Professorin für Bürgerliches Recht und Rechtsgeschichte



**VISUALISIERUNG DES FIGUREN-
NETZWERKS IM DRAMA „GÖTZ
VON BERLICHINGEN“. DER
GLEICHNAMIGE PROTAGONIST
IST HIER ROT MARKIERT.**

TITEL

Wenn Dramen durch den Rechner laufen

Die Literaturwissenschaft wird digital



HEIKE KAMPE

Wer Literatur erforscht, verbringt seine Zeit in Bibliotheken und Archiven, arbeitet sich lesend durch Berge von Texten und macht sich Notizen auf Papier. Peer Trilcke, Professor für deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts und Leiter des Theodor-Fontane-Archivs, kennt diese Vorstellungen von seinem Forschungsfeld. Er weiß aber auch: In der modernen Literaturwissenschaft haben längst digitale Verfahren Einzug gehalten und die Arbeit der Forschenden verändert. „Unterstützt durch Computer und Programme kann man anders mit Texten interagieren und ganz neue Fragen stellen“, erklärt der Forscher.

Was er damit meint, projiziert er kurzerhand auf den Wandmonitor im Büro seines Instituts: Die Abbildung zeigt viele Punkte, die durch Linien miteinander verbunden sind und ein netzartiges

Muster bilden. „Das ist das erste deutsche Drama, das sich offensiv in die Tradition Shakespeares stellt: ‚Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand‘ von Johann Wolfgang von Goethe“, erklärt Peer Trilcke die Darstellung. Aus dem digitalisierten Werk konnten er und sein Team mithilfe eines Algorithmus neue Informationen extrahieren und sichtbar machen. Rund 3.000 europäische

Grafik: © Peer Trilcke (o.)



[➔ Zum Text in voller Länge](#)



Dramen wurden im Forschungsprojekt „Drama Corpora Project“ (DraCor) auf diese Weise bereits analysiert und dargestellt. „Jeder dieser Punkte ist eine Figur. Sobald sie miteinander auf der Bühne stehen, wird eine Linie gezogen“, beschreibt Peer Trilcke die Visualisierung und das Verfahren.

Fast 600 deutsche Dramen hat sich der Forscher mithilfe von DraCor genauer angeschaut. „Im 19. Jahrhundert verändert sich die Gesellschaft, sie wird zunehmend komplexer“, erklärt er. Immer mehr Menschen leben in Städten, wo sich soziale Beziehungen nicht nur innerhalb der Familie, sondern auch im Beruf oder in Freundeskreisen entwickeln. Die literarischen Werke dieser Zeit reflektieren diese Entwicklung. Das können die modernen, computergestützten Methoden nun in großem Maßstab sichtbar machen: „Die Netzwerkanalysen der Dramen zeigen komplexe Beziehungsstrukturen erstmals Ende des 18. Jahrhunderts. Im 19. Jahrhundert werden sie dann dominant“, so Trilcke.

DraCor steht Forschenden aus der ganzen Welt kostenlos online zur Verfügung. Die Plattform entstand in Kooperation der Uni Potsdam mit Forschenden aus Moskau. Inzwischen sind die Verbindungen nach Russland gekappt – aber die Forschung kann trotzdem weitergehen: „Die Beteiligten sind nach Europa geflüchtet und können hier zum Glück weiterarbeiten“, erklärt Peer Trilcke.

Was verrät Literatur über die jeweilige Zeit, in der sie entstanden ist? Was über gesellschaftliche Entwicklungen, Normen, Werte und Regeln? Kulturelle Trends können dank automatisierter Analysetools nun empirisch anhand großer Textmengen untersucht werden. Tausende oder gar Zehntausende Werke durchforsten die Programme innerhalb kürzester Zeit nach bestimmten Merkmalen und offenbaren dabei neue Strukturen und Beziehungen.

Henny Sluyter-Gäthje gehört zum Forschungsteam von Peer Trilcke. Sie ist nicht nur Literaturwissenschaftlerin, sondern hat auch Informatik studiert. In ihrer Promotion entwickelt

sie Algorithmen, die in der Lage sind, unterschiedliche Erzählperspektiven in Texten automatisch zu erkennen. Die bisherigen digitalen Instrumente können etwa Beziehungsstrukturen abbilden, grammatische und linguistische Informationen extrahieren oder auflisten, wie oft bestimmte Worte vorkommen. Ziel ist es, den Code auf das nächste Level zu heben, um noch anspruchsvollere Analysen zu ermöglichen. „Es geht um die Frage, wie wir die Programme am besten verwenden können, um Literatur zu verstehen“, erklärt Peer Trilcke. „Literatur nutzt eine andere Sprache und hat auch andere Ziele als beispielsweise ein Zeitungsartikel.“

Um ihre Modelle gut zu trainieren, benötigt Henny Sluyter-Gäthje viele Textinformationen, die zunächst mit Stift und Papier von Forschenden erhoben wurden und wendet darauf Verfahren des maschinellen Lernens an. „Ich programmiere natürlich viel, arbeite aber gleichzeitig auch ganz klassisch mit Literatur“, erzählt die Doktorandin. „Auch bei mir liegen Bücher, die ich sehr konzentriert gelesen und mit vielen Klebezetteln markiert habe“, sagt sie lachend. Sie kennt beide Seiten der Literaturwissenschaft und weiß, dass digitale Verfahren nicht nur bislang unbekannte Forschungsfelder, sondern auch eine neue Art der Zusammenarbeit ermöglichen.

„Wir verschreiben uns dem Open Science-Gedanken“, erläutert Peer Trilcke. Die in seinem Team entwickelten Programme sind frei zugänglich, alle Arbeitsschritte sollen nachvollziehbar sein. Im europäischen Verbundprojekt „Computational Literary Studies Infrastructure“ (CLS INFRA) werden derzeit die dringend benötigten Infrastrukturen entwickelt, um Textkorpora, Metadaten und Analysetools miteinander zu verknüpfen und zugänglich zu machen.

„Wir sind in vielen Bereichen noch ganz am Anfang, was das maschinelle Verständnis von Sprache, zumal ästhetischer Sprache betrifft“, erklärt Peer Trilcke. „Aber die Methoden entwickeln sich rasant.“ Für den Forscher ist klar: Die Digitalisierung hat das Potenzial, das Grundverständnis der Literaturwissenschaft zu verändern. „In Zukunft forschen wir verstärkt international, über Disziplinen hinweg und im Team.“

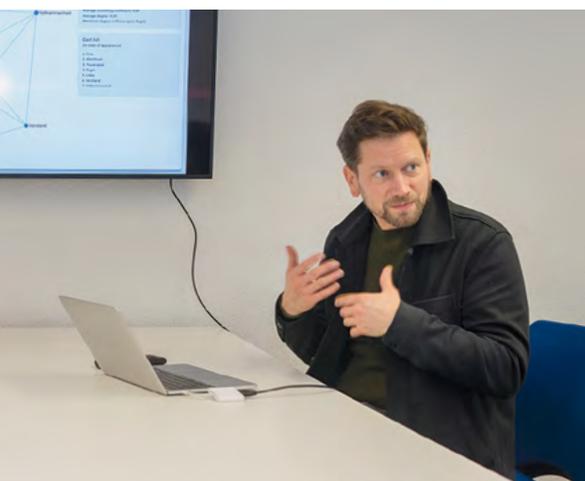


PROF. DR. PEER TRILCKE



HENNY SLUYTER-GÄTHJE

Fotos: © Tobias Hopfgarten (3)



Die Ergebnisse des Drama Corpora Projects sind unter www.dracor.org öffentlich zugänglich.

Peer Trilcke ist Mitherausgeber des Fachjournals „Journal of Computational Literary Studies“, das unter <https://jcls.io> abrufbar ist.

Information zum EU-Projekt CLS INFRA gibt es unter <https://clsinfra.io>



TITEL

Von Orpheus, KI und verzweifelter Kühnheit

Wie sich das Hören von Musik verändert und was vermutlich bleibt, wie es immer war



ANTJE HORN-CONRAD

Sein Gesang betörte die Götter wie die Menschen. Gräser und Bäume neigten sich ihm zu, die wildesten Tiere ließen sich besänftigen und Felsen begannen zu weinen. Orpheus galt als der Beste unter den Sängern und seine steinerweichende Kunst als der Beginn der Musik. Soweit die Mythologie. Doch tatsächlich geht auf die griechische Antike die Erkenntnis zurück, dass sich Freude und Glück, Liebe und Leiden, Trauer und Schmerz musikalisch nicht nur ausdrücken, sondern auch erzeugen lassen. Von der daraus entstandenen Affektenlehre des Barock bis in die Kulturtheorie der Gegenwart stellte

sich die Frage immer wieder neu, wie und warum uns gerade die Musik so unmittelbar und tief berührt. Ob ein Klagelied, ein Popsong oder ein sinfonisches Werk – sie alle haben die Kraft, unsere Gemüter zu bewegen und werden aus genau diesem Grund gehört.

Was sich jedoch über die Zeit veränderte, sind die Hörgewohnheiten, die Formen der Rezeption. Musste man sich einst am Lagerfeuer oder auf dem Marktplatz, in der Kirche, der Oper oder im Konzerthaus versammeln, um Musik zu hören, kann sie heute – technisch entkoppelt von ihrer Produktion – zu jeder Zeit und nahezu an jedem Ort konsumiert werden.

„Wird sie dadurch beliebig? Oder zu einem permanenten Begleiter unseres Alltags, einem Gefühlsrauschen für alle Lebenslagen“, fragt Professor Christian Thorau, der an der Universität Potsdam eine musik- und kulturwissenschaftlich orientierte Musikhörforschung betreibt. Er und sein Team haben sich intensiv mit der Geschichte und Gegenwart des Musikhörens auseinandergesetzt, auch um Tendenzen für die Zukunft erkennen zu können. Sie stellen jedoch keine Prognosen. „Es ist mehr ein kulturhistorisches, anthropologisches Interesse“, betont Doktorand Raphael Börger, der sich unter anderem mit der Nutzung von Musik-Apps befasst. „Menschen nutzen diese Apps, um sich in verschiedene Stimmungen zu versetzen. Sie hören sie zum Beispiel, um sich bei der Arbeit im Großraumbüro zu isolieren, nach Stressphasen zu beruhigen, sich im Sport anzutreiben oder vom Alltag abzuschalten. Selbst für das Einschlafen gibt es spezielle Geräte und Apps, von Meereswellen bis zu Ventilatorgeräuschen“, sagt Börger. Auf die Spitze getrieben oder besser: in die Länge gezogen habe es der deutsch-britische Komponist Max Richter, der mit „Sleep“ ein achtstündiges Monumentalwerk für die Nacht geschaffen habe, erzählt Christian Thorau.

Längst gibt es eine Industrie, die für jede Stimmung die passenden Rhythmen und Sounds bereithält: dreamy, funny, euphoric, romantic, sentimental, busy, hopeful, smooth ... Und immer häufiger kommt hierbei Künstliche Intelligenz zum Einsatz. „Richtig interessant wird es, wenn KI solche Klänge im Feedback mit den über eine Smart-Watch gemessenen Biodaten eines Menschen generiert, um die Person in diesem Moment in eine bestimmte Stimmung zu versetzen“, erklärt Raphael Börger. Hoher Puls – entspannende Musik! Die KI als in Echtzeit operierende Hausapotheke. Wie im literarischen Gegenstück Erich Kästners, der in seiner „Lyrischen Hausapotheke“ für jedes Leiden ein heilendes Gedicht bereithielt ...

Als Kultur- und Geisteswissenschaftler sieht sich Börger in der klassischen Rolle des Beobachters. Methodisch schaut er zunächst nach historischen Quellen: Was gab es an ähnlichen Entwicklungen bereits in der Vergangenheit? Welche Fäden laufen gegenwärtig zusammen? Sodann begibt er sich auf „ethnografische Erkundung“ ins Feld: Was wird angeboten? Wie funktionieren die Apps? Wer nutzt sie mit welchem Gewinn? Hier und da wird er mit Usern in Kontakt treten, qualitative Interviews führen, teilnehmend beobachten. Klanganalysen runden seine Arbeit ab,

die am Ende auch ein Bild davon zeichnen soll, welche Bedeutung die neuen Formen des Musikhörens im Leben von Menschen einnehmen.

Und was ist mit der Kunst? Der von Menschen auf Instrumenten gespielten Musik, die im Moment des Entstehens mit den Gedanken und Empfindungen der Zuhörenden verschmilzt? „Nun, mit der Ambient-Musik der Apps bekomme ich etwas, aber etwas anderes, z.B. die leibliche Ko-Präsenz mit den Musizierenden, bekomme ich nicht“, sagt Raphael Börger ohne Wertung. Und Christian Thorau ergänzt, was er als Professor nicht müde wird zu betonen: „Konzentriertes Musikhören ist eine spezielle Kulturtechnik, die wir einüben müssen. Das sehen wir auch im historischen Rückblick deutlich.“ Still im Konzertsaal zu sitzen, auf andere Aktivitäten zu verzichten und durch die Einbildungskraft etwas Eigenes einzubringen – das sei die Voraussetzung jeder Kunstrezeption und des daraus entstehenden Genusses.

Auch wenn Künstliche Intelligenz heute bereits darauf trainiert ist, Kompositionen im Stil von Bach und Beethoven zu imitieren, so wird sie doch etwas Wesentliches vermissen lassen, meint Thorau. „Was wir eigentlich hören, ist die menschliche Begrenztheit und den Wagemut, diese zu überschreiten. KI hat diese Fähigkeit nicht – trotz ihrer unbegrenzten Möglichkeiten“, zitiert er den australischen Musiker und Autor Nick Cave aus einem Text in der Süddeutschen Zeitung (4.2.2019). Musik erlaube uns, die „Himmelssphäre mit den Fingerspitzen zu berühren. Die Ehrfurcht und das Wunder, das wir erleben, liegen in der verzweifelten Kühnheit des Versuchs, nicht nur in seinem Ergebnis“, schreibt Cave und fragt: „Wo ist diese Größe noch zu finden, wenn die Möglichkeiten unbegrenzt sind?“

”

Längst gibt es eine Industrie, die für jede Stimmung die passenden Rhythmen und Sounds bereithält.





TITEL

Nicht ohne die Vergangenheit

Fabian Lampart und Natalie Moser erforschen Zukunftsreflexionen in der Literatur



DR. JANA SCHOLZ

Die Zukunft treibt derzeit alle um“, sagt Prof. Dr. Fabian Lampart. „Denn sie erscheint uns im Moment eher bedrohlich.“ Der Professor für Neuere deutsche Literatur/19.–21. Jahrhundert untersucht zusammen mit seiner Mitarbeiterin Dr. Natalie Moser, welchen Niederschlag die Zukunft in literarischen Texten findet. Nach mehreren Workshops und Publikationen werden die beiden Germanist*innen im Sommersemester auch Seminare zur „Zukunft gestern und heute“ anbieten, ein Forschungsprojekt ist ebenfalls geplant.

Es mag zunächst erstaunen, doch Reflexionen des Kommenden sind oftmals in die Auseinandersetzung mit dem Historischen eingebettet, erklären die Forschenden. „Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen Geschichte und Literatur“, sagt Lampart. „Literatur kann die Vergangenheit anschaulicher machen und damit Reflexionen anregen.“ Das gilt in besonderer Weise für die Epoche des Realismus im 19. Jahrhundert, als

historische Romane beliebt waren. „Es ist zwar kontraintuitiv, aber das Erzählen von Geschichte bedeutete damals oft, über künftige Entwicklungen nachzudenken“, erläutert Moser. Die in dieser Zeit geprägte Geschichtsphilosophie legte nahe, dass sich durch die Betrachtung des Vergangenen Regeln für das Kommende ableiten lassen.

So mehrten sich nach der Französischen Revolution historische Erzählungen. „Die Brautleute“ von Alessandro Manzoni aus dem Jahr 1830 erzählt von einem Paar in der Lombardei, das während des Dreißigjährigen Krieges getrennt wird. Das Land wird von den Spaniern besetzt. „Der Roman macht Parallelen zum Italien Mitte des 19. Jahrhunderts auf und thematisiert das Entstehen nationaler Identität“, erklärt Lampart. Die Erfahrungen der napoleonischen und österreichischen Fremdherrschaft ließen den Wunsch nach nationaler Einigung immer größer werden. Die Texte des Autors Gottfried Keller zeigten hingegen ein „intensives Nachdenken über ökonomische Veränderungen“. „Keller kennt die wirtschaftlichen

Diskussionen seiner Zeit und schließt an sie an“, sagt der Germanist. So geht es im Novellenzyklus „Die Leute von Seldwyla“ um Taugenichtse, die ständig Schulden machen. Keller schrieb diese Erzählung 20 Jahre nach ihrer Entstehung weiter (Fortsetzung folgt!): Aus der armen Kleinstadt ist eine reiche geworden, denn das Börsenwesen hat sich verbreitet und die Seldwylaner verstehen sich aufs Spekulieren.

„Im Realismus spielen immer wieder Lebensbereiche eine Rolle, die künftige Entwicklungen betreffen“, erläutert Lampart. Neben der Wirtschaft seien Naturphänomene Gegenstand solcher Reflexionen. So geht es beim Autor Adalbert Stifter etwa darum, das Wetter oder auch den Verlauf von Gebirgsbächen vorherzusagen. Und auch die Erziehung spielt im 19. Jahrhundert beim Nachdenken über das Künftige eine Rolle. Bildungsgeschichten wurden populär, das Heranwachsen von Menschen mit dem Impetus verknüpft, die Welt zu verbessern. Wie in Goethes Klassiker „Wilhelm Meister“, in dem ein utopisches Denken „eingekapselt“ sei. Die Aufmerksamkeit für den Wert von Erziehung entstand im Umfeld der Französischen Revolution – als eine „von unten“ herbeigeführte Zäsur. „Zukunft wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts von etwas Offenem zu etwas Gestaltbarem“, sagt Lampart. Er spricht von der „Domestizierung der Zukunft“. Während vorher, gerade im Mittelalter, die Zeiterfahrung eher zyklisch war, wie die Jahreszeiten oder das Kommen und Gehen der Herrschenden, wurde sie in der sogenannten Sattelzeit mit der Erfahrung der Französischen Revolution formbar.

In der Science-Fiction-Literatur des 20. Jahrhunderts machte sich dann ein Grundoptimismus breit: Nun schien die Technik Zukunft form-

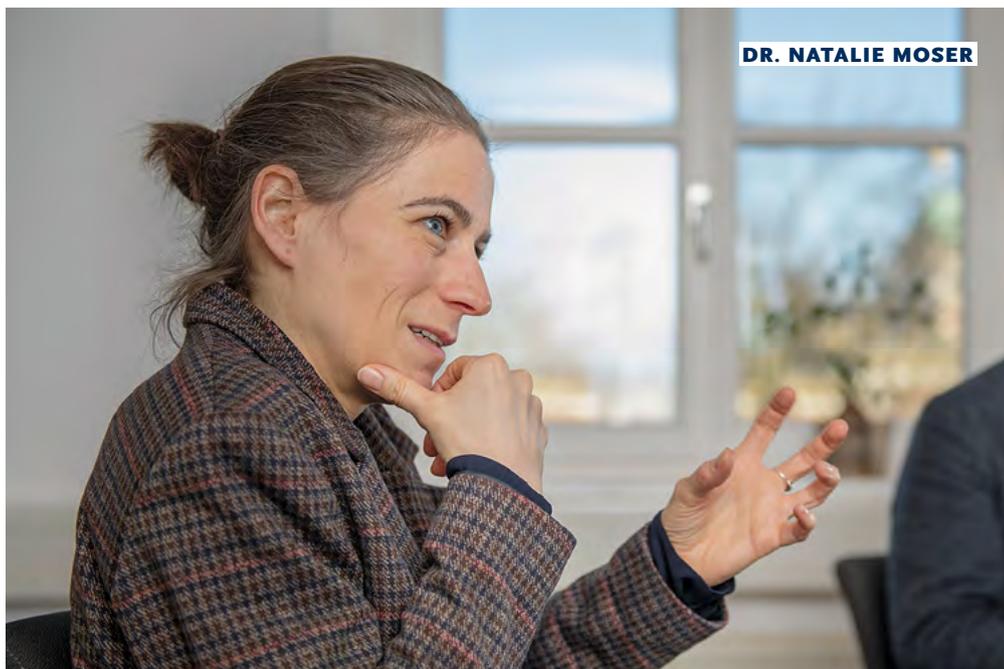
bar zu machen, erstmals erkundeten Menschen den Weltraum. Isaac Asimov beschwor in seinem „Foundation-Zyklus“ eine ferne Zukunft mit einem galaktischen Imperium herauf, das dem Untergang geweiht ist. Dabei orientierte er sich übrigens an Edward Gibbons „Verfall und Untergang des Römischen Imperiums“ aus dem 18. Jahrhundert. Abermals ein Beispiel dafür, wie die Vergangenheit für Zukunftsvisionen dient.

Natalie Moser hat auch die Gegenwartsliteratur im Blick. In Theresia Enzensbergers dystopischem Roman „Auf See“ von 2022 leben Menschen in der näheren Zukunft nach dem Zusammenbruch der Ordnung auf einer künstlichen Insel in der Ostsee in einer Art Selbstversorgerwirtschaft zusammen. Unterbrochen wird die Handlung durch historische Kurzerzählungen, die betreffenden Kapitel sind mit „Archiv“ überschrieben – ein Hinweis darauf, dass die Verschränkung von Vergangenheit und Zukunft sich auch in Texten der Gegenwart findet. Roman Ehrlichs „Malé“ von 2020 spielt in der Mitte unseres Jahrhunderts: Die dem Untergang geweihten Malediven sind verlassen worden, doch Aussteigerinnen und Abenteurer besiedeln die Inseln neu und entwerfen quasi eine Parallelwelt. „Der Roman ist extrem irritierend, weil die geschilderte Welt nur einen Tick anders ist als unsere Gegenwart“, sagt Moser.

Literatur ist wohl keine Glaskugel, die uns die Zukunft wie das Wetter vorhersagt. Doch literarische Texte können dazu beitragen, die derzeit oft bedrohlich erscheinende Zukunft greifbarer zu machen. Und für Natalie Moser gibt es auch mindestens einen Grund, sich auf das Kommende zu freuen: „Was Literatur betrifft, schaue ich positiv in die Zukunft. Für Kunst und Kultur sind Krisenzeiten sehr anregend.“

”

Für Kunst und Kultur sind Krisenzeiten sehr anregend.



DR. NATALIE MOSER



PROF. DR.
FABIAN LAMPART



TITEL

Beschäftigte allein zu Haus?

Wie Homeoffice ihre Verhandlungsleistung beeinflusst



HEIKE KAMPE

Von zuhause aus arbeiten, statt täglich ins Büro zu fahren? Das ist für viele attraktiv. Seit die COVID-19-Pandemie im Frühling 2020 zahlreiche Beschäftigte ins Homeoffice zwang, sparen sich etliche von ihnen auch drei Jahre später den täglichen Arbeitsweg. Online-Meetings, Telefonkonferenzen und andere digitale Lösungen machen es ihnen möglich, ihre Aufgaben in den eigenen vier Wänden zu erledigen. Ob das die Qualität der geleisteten Arbeit verändert, haben Uta Herbst, Professorin für Marketing, und ihre Doktorandin Jacqueline Sube in Kooperation mit Prof. Markus Voeth und seiner Doktorandin Joana Roth vom Lehrstuhl für Marketing und Business Development der Universität Hohenheim untersucht. Dabei interessierten sie sich vor allem dafür, ob man vom heimischen Schreibtisch aus genauso erfolgreich verhandelt wie bei den Geschäftspartnern vor Ort oder im Büro.

„Der durchschnittliche Arbeitnehmer verbringt etwa 30 Prozent seiner beruflichen Zeit mit Verhandlungen“, erklärt Uta Herbst. „Jeder verhandelt“, ist die Wissenschaftlerin und Verhandlungsexpertin überzeugt. Im Uni-Alltag geht

es etwa um Dienstreisen oder Forschungssemester. In anderen Berufsfeldern – wie im Personalwesen, im Ein- und Verkauf, im Management von Unternehmen oder auf Ebene der Geschäftsführung – wird besonders viel verhandelt: über Preise und Lieferzeiten, über Rabatte, Gehälter, Urlaubsanträge und Vertragsklauseln.

Rund 400 Vertreterinnen und Vertreter dieser verhandlungsintensiven Berufsfelder befragten Jacqueline Sube und Joana Roth in einem Online-Survey. Sie wollten wissen, wie sich im Homeoffice bestimmte Parameter entwickeln, die großen Einfluss auf Arbeitsmotivation und Leistung haben. „Haben Sie sich heute Morgen auf Ihre Arbeit gefreut? Haben Sie Ihre gesetzten Ziele erreicht? Denken Sie, es wäre ein besseres Verhandlungsergebnis möglich gewesen? Glauben Sie, dass Sie mit diesem Partner erneut ein Geschäft abschließen werden?“ Diese und weitere Fragen sollten die Teilnehmenden beantworten – einmal für den aktuellen Zeitpunkt im Homeoffice und aus der Erinnerung heraus, als sie noch täglich im Büro waren. Die statistische Auswertung zeigte, wie sehr sich die Beschäftigten zum jeweiligen Zeitpunkt mit ihrem Verhandlungs-

partner, dem Arbeitgeber oder den Arbeitszielen verbunden fühlten, wie frei sie ihren beruflichen Alltag gestalten konnten oder wie sehr sie sich in ihrem Job engagierten. All das hat großen Einfluss auf die Leistungsbereitschaft und den Ausgang von Verhandlungen.

„Die Studienergebnisse müssen wir nun sehr differenziert betrachten“, sagt Jacqueline Sube. Denn es gibt gute und schlechte Nachrichten für die Freunde des Homeoffice. Wer von zuhause aus arbeitet, kann viele Entscheidungen frei treffen, seinen Arbeitsalltag selbstbestimmt organisieren und den Arbeitsrhythmus an die eigenen Bedürfnisse anpassen. „Die Autonomie nimmt zu“, erklärt die Forscherin, „und das steigert die Performance.“ Wer freier entscheiden kann, verhandelt also besser. Ebenso wächst im Homeoffice das sogenannte Ziel-Commitment: Beschäftigte identifizieren sich stärker mit den Zielen ihrer Arbeit und kommen so zu besseren Ergebnissen.

Auf der anderen Seite verringert Homeoffice das berufliche Engagement sowie das Verbundenheitsgefühl, das die Beschäftigten zu ihrem Arbeitgeber und ihrem Verhandlungspartner haben. Zuhause sinkt das Interesse, sich für die Arbeit einzusetzen – und damit auch die Leistung bei Verhandlungen. „Das ist wenig erstaunlich“, findet Uta Herbst, denn „die Anwesenheit vor Ort und der Kontakt zu Kollegen motivieren uns.“ In den eigenen vier Wänden ist die Distanz zum Unternehmen größer als im Büro, worunter offenbar die Leistungsbereitschaft leidet. Auch einige andere Parameter, die für erfolgreiches Verhandeln notwendig sind, schneiden im Homeoffice schlechter ab. So ist ein gutes Verhältnis zum Verhandlungspartner ein wichtiger Erfolgsfaktor, der durch ausschließlich digitale Kommunikation sinkt.

Die Ergebnisse zeigen: Bei Verhandlungen sollten Unternehmen Vorsicht walten lassen, denn wenn nicht optimal verhandelt wird, droht hoher ökonomischer Schaden. „Es gibt Tätigkeiten, die besser für das Homeoffice geeignet sind“, erklärt Uta Herbst. „Etwa wenn der Informationsfluss nur in eine Richtung geht. Aber wenn man gemeinsam eine Lösung finden muss, ist der persönliche Kontakt wichtig.“

In Zukunft werden sich die Unternehmen noch stärker als bisher mit dem Thema befassen müssen, davon ist das Forschungsteam überzeugt. Denn Homeoffice ist gekommen, um zu bleiben. Geschäftsführungen und Management müssen Chancen und Risiken ausloten und die Folgen analysieren, um darauf reagieren zu können. „Die bisherige Forschung zeigt, dass etwa Feedbackgespräche sehr hilfreich sein können, um negative Effekte abzufangen“, erklärt Jacqueline Sube. Notwendig ist ein Umdenken auch deshalb, weil in den kommenden Jahren eine Generation ins Berufsleben einsteigen wird, die bereits im Studium mehr Zeit zuhause als im Hörsaal verbracht hat. Viele der Studierenden wollen nur noch im Homeoffice arbeiten. Was hat das für Folgen? Bleiben Zusammenhalt und das Gefühl der Verbundenheit zur Firma auf der Strecke? „Darüber wird noch zu wenig nachgedacht“, meint Uta Herbst. „Wir sollten unsere Studie in zwei bis drei Jahren wiederholen, um diese Generation abzubilden“, sagt die Wissenschaftlerin. „Da mache ich mir wirklich Sorgen.“



Der durchschnittliche Arbeitnehmer verbringt etwa 30 Prozent seiner beruflichen Zeit mit Verhandlungen.



PROF. DR. UTA HERBST



JACQUELINE SUBE

TITEL

New Work

Fünf Fragen dazu, wie Assistenzsysteme verändern, wie wir in Zukunft arbeiten werden



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Die digitale Revolution war gestern. Arbeit 4.0 steht vor der Tür und wird die Art, wie wir arbeiten, grundlegend verändern. Schon wieder? Und wie genau eigentlich? Dr. Hanna Theuer und Dr. Sander Lass haben gemeinsam mit dem Wirtschaftsinformatiker Prof. Dr. Norbert Gronau an der Universität Potsdam das „Zentrum Industrie 4.0 Potsdam“ aufgebaut und seit Jahren beständig weiterentwickelt. Matthias Zimmermann hat ihnen sieben Fragen zur „Arbeit 4.0“ gestellt.

Arbeit 4.0: Was ist das?

Theuer: Ich verstehe darunter Arbeit, bei der Personen – unter Einbeziehung neuer Technologien – zielgerichtet die Informationen erhalten, die sie für deren Ausführung benötigen.

Lass: Konkret sind das beispielsweise intelligente Assistenzsysteme. Diese helfen dabei, besonders komplexe oder schwierige Aufgaben zu erledigen. So gewinnt der Mensch Freiräume, sich mit anderen Themen und Aufgaben zu beschäftigen.

Wen betrifft Arbeit 4.0 vor allem – und wen nicht?

Theuer: Eigentlich alle, aber auf unterschiedliche Weise. Stark repetitive Arbeiten werden zunehmend von Robotern und anderen Automatisierungsmechanismen übernommen. Wer bislang solche Tätigkeiten ausgeführt hat, wird sich mehr in Richtung Überwachung orientieren können.



Zum Interview in voller Länge



Lass: Die Wirk-Umwelt des Werkers wird sich ändern, denn Assistenzsysteme versetzen ihn in die Lage, Dinge zu tun, die vorher nicht oder nur schwer möglich waren. Dank Big Data entstehen ganz neue Datenlagen – und deren Auswertung, zum Beispiel mithilfe von KI, macht es leichter, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Damit wirkt der Wandel ebenso auf das Management. Auch im Bereich des Lernens am Arbeitsplatz entstehen neue Möglichkeiten.

Theuer: Selbst soziale Berufe werden sich verändern. In der Pflege und Medizin passiert aktuell sehr viel, etwa rund um die Dokumentation. Das nimmt dem Personal mühseligen Papierkram ab, schafft mehr Freiräume und verbessert letztlich die Qualität der Versorgung. Vermutlich weniger betroffen sind kreative und wissenslastige Bereiche.

Lass: Außerdem bleibt die Betreuung der Automatisierung essenziell – denn die Systeme müssen ja auch in Zukunft konzipiert und gewartet werden. Aber selbst hierbei bieten die zukünftigen Systeme Hilfe.

Wird Arbeit 4.0 Arbeitsplätze vernichten oder schaffen?

Lass: Vernichten nein, verändern ja. Wandeln werden sich Tätigkeitsprofile und Anforderungen sowie die Art, die notwendigen Fähigkeiten zu entwickeln. Es entstehen auch Freiräume, die verantwortlich genutzt werden können und müssen – für neue Aufgaben, aber letztlich auch für eine andere zeitliche Verteilung von Arbeit und sogar mehr Freizeit.



**SANDER LASS (L.)
UND HANNA THEUER**



➔ In der Podcast-Reihe „New Work“, den das Senior Fellow Network der Universitätsgesellschaft

Potsdam e.V. initiiert hat, sprechen Sander Lass und Hanna Theuer über „New Work“ und Fabrik 4.0.

Theuer: Vielleicht kommt dadurch langfristig ja sogar die Viertagewoche und die Möglichkeit, zu einer besseren Work-Life-Balance zu gelangen.

Was hat das Zentrum Industrie 4.0 mit Arbeit 4.0 zu tun?

Lass: Unsere Fabrikanlage bietet ein Portfolio verschiedenster Assistenzsysteme und Digitalisierungsinstrumente. Im Zentrum Industrie 4.0 kann man diese „Bausteine“ einer virtuellen Fabrikanlage selbst ausprobieren, Erfahrungen sammeln, im besten Fall auch Ängsten entgegenwirken und merken, dass diese Veränderungen nicht „wehtun“, sondern helfen, Arbeit besser zu machen. Die Stärke ist ganz klar, dass wir zahlreiche aktuelle Technologien vor Ort haben, sodass Besucherinnen und Besucher Industrie 4.0 nicht nur als bunte Bilder auf Folien und in Filmen vorgeführt bekommen, sondern selbst erfahren.

Theuer: Wie eine AR-Brille Infos einblendet, ist eben etwas grundlegend Neues. Das kann man nicht verstehen, sondern muss es erleben. In der Anlage ist deshalb eine solche Brille in einen technisch sehr realen Produktionsprozess eingebettet. So ist unter nahezu realistischen Bedingungen die Wirkung einer AR-Brille tatsächlich erfahrbar. Dieser direkte Umgang mit dem Objekt in einem Fertigungsszenario hilft, Vertrauen in die Technik zu entwickeln – und zeigt, dass sie praxistauglich ist.

Hat Arbeit 4.0 Grenzen?

Theuer: Klar, weder Technologie ohne Mensch noch Mensch ohne Technologie werden in der Fabrik erfolgreich sein. Wichtig ist das Zusam-



menpiel beider – dafür müssen die Betroffenen offen für Neues und die Technologien auf die individuellen Bedarfe angepasst sein. Dann klappt es auch mit der Akzeptanz! Die Dark Factory, bei der das Licht ausgeschaltet wird, weil kein Mensch mehr in ihr arbeitet, wird es nicht geben.

Lass: Der kreative Mensch, der Ideen hat und Probleme löst, wird nicht verschwinden. Aber er hat neue Werkzeuge für seine Tätigkeit. Arbeit 4.0 funktioniert nur mit dem Menschen als wesentlichem Akteur. Auch hat jeder Technologiebaustein seine Grenzen. Beispielsweise löst KI nicht jedes Problem. Es gilt, eben die passenden Bausteine für den individuellen Fall bestmöglich zu kombinieren. In Konzeption und Realisierung der komplexen Industrie-4.0-Systeme liegt eine große Herausforderung. Aus der Fähigkeit, diese zu meistern, entsteht ebenfalls eine Grenze. Dass diese nicht hinderlich wird, daran arbeiten wir.



Der kreative Mensch, der Ideen hat und Probleme löst, wird nicht verschwinden.

Zentrum Industrie 4.0

Das „Zentrum Industrie 4.0 Potsdam“ (ZIP) ist eine cyberphysikalische Modellfabrik, mit der sich unterschiedlichste Szenarien der Fertigung simulieren und testen lassen. Das System entstand ab 2010, ursprünglich aus einem Forschungsprojekt, mit dem Ziel, als simulierte Fabrikanlage beliebig viele Produktionsabläufe unter kontrollierten Bedingungen erproben zu können. Das tut sie bis heute, aber inzwischen noch viel mehr. Mittlerweile dient sie als universelle interaktive Lernfabrik ebenso wie als Industrie-4.0-Labor.

 <https://lswi.de/industrie-40-labor>

TITEL

Kichererbsen in die Schulen

Die Studentin Michelle Seifert will Hülsenfrüchte in den Chemieunterricht bringen



DR. JANA SCHOLZ

Kichererbsen, Sojabohnen und Lupinen: Hülsenfrüchte liegen im Trend, denn immer mehr Menschen bevorzugen pflanzliches Eiweiß. Und davon können sie reichlich vorweisen. Doch der Anbau von Leguminosen, also der Pflanzen, die Hülsenfrüchte tragen, ist auch ökologisch sinnvoll. Er fördert fruchtbaren Humus im Boden, reduziert Treibhausgase und erhöht die Vielfalt der Agrarlandschaften. Die Studentin Michelle Seifert möchte dazu beitragen, dass junge Menschen mehr über pflanzliche Eiweißquellen wissen. In ihrer Bachelorarbeit hat sie eine Unterrichtsreihe zu Kichererbsen und Lupinen für das Fach Chemie entwickelt.

„Wir haben bewusst regionale Pflanzen gewählt, damit die Schülerinnen und Schüler einen größeren Bezug haben“, erzählt ihre Betreuerin, die Chemiedidaktikerin PD Dr. Jolanda Hermanns. „Und die Blaue Süßlupine ist eine brandenburgi-

sche Züchtung, die heute weltweit kultiviert wird.“ Während die Kichererbse ohne größeren Aufwand als Humus oder Falafel zubereitet werden können, ist die Verarbeitung von Lupinen aufwendiger. Oft wird daraus ein Protein-Isolat hergestellt, aus dem nicht nur Burger, Würstchen und Aufstrich, sondern auch Quark oder Eis gemacht werden. Geröstet sind sie sogar als Kaffee genießbar. Gleichzeitig hat die Lupine weit mehr Eiweiß als die Kichererbse. „Das Spannende an der Bachelorarbeit ist, dass Michelle Seifert Lupinen und Kichererbsen differenziert betrachtet – von ihren Einsatzmöglichkeiten bis zu den unterschiedlichen Proteingehalten“, sagt der Zweitbetreuer, Dr. Moritz Reckling vom Leibniz-Zentrum für Agrarlandschaftsforschung (ZALF).

In den Unterrichtsmaterialien frischen die Lernenden zunächst auf spielerische Weise Grundlagenwissen auf, das sie für die Experimente brauchen, erzählt die Studentin. Dann geht es ans



Im Chemieunterricht lernen junge Menschen etwas über Proteine, können das aber in der Regel nicht auf ihre Interessen anwenden. Wir schlagen hier eine Brücke.



MICHELLE SEIFERT (L.)
UND JOLANDA HERMANNS

Foto: © Thomas Reese

Experimentieren: „Wichtig ist mir, dass sie selbst aktiv werden. Denn das kommt im Chemieunterricht oft zu kurz“, sagt Seifert. In einem Versuch erhitzen die Schülerinnen und Schüler im Reagenzglas ein Protein-Isolat aus brandenburgischen Lupinen. Gelingt das Experiment, verfärbt sich das hellgelbe Pulver zum Beispiel violett. Für Nährstoffe sind solche Farbreaktionen typisch. „Je mehr Eiweiß enthalten ist, desto farbintensiver ist die Lösung“, erklärt Jolanda Hermanns. Anschließend gibt es eine meinungsbildende Diskussion zur Ernährung mit Lupinen und Kichererbsen, für die Seifert eine Ausgangsfrage entwickelt hat. „Das Interesse an Nachhaltigkeit ist bei jungen Menschen sehr groß“, sagt Hermanns. „Im Chemieunterricht lernen sie etwas über Proteine und Aminosäuren, können das aber in der Regel nicht auf ihre Interessen anwenden. Wir schlagen hier eine Brücke.“ Die Unterrichtsreihe wollen die Didaktikerin und ihre Studentin in einer Fachzeitschrift veröffentlichen, damit Lehrerinnen und Lehrer sie auch tatsächlich in der Schule ausprobieren können. „Außerdem plane ich eine Lehrkräftefortbil-



**BLAUE SÜSSLUPINE
IN MÜNCHEBERG**



**BEIM BIURET-TEST ZEIGT DIE
FARBREAKTION AN, DASS
EIWEISS ENTHALTEN IST.**

derung, in der mehrere Unterrichtsreihen meiner Studierenden zum Thema ‚pflanzliche Proteine‘ vorgestellt werden“, so Hermanns.

Für die Arbeit hat Seifert, die später im zweiten Fach Biologie unterrichtet wird, sehr viel recherchiert. Sie war nicht nur mit ihrer Erstbetreuerin am ZALF in Müncheberg und hat sich von Moritz Reckling den Anbau der Leguminosen zeigen lassen. Sie hat auch im Labor etliche Schulexperimente durchprobiert um herauszufinden, ob sie auch mit den pflanzlichen Eiweißen funktionieren. Zunächst hätten die Versuche gar nicht geklappt, teilweise seien die Proben verschimmelt. Doch sie blieb dran, und hatte letztlich Erfolg. Ihre Betreuerin, die selbst viele Jahre an der Potsdamer Voltaire-Schule unterrichtet hat, findet solche „Experimente mit offenem Ausgang“ in der Lehramtsausbildung wichtig. Denn diese wertvollen Forschungserfahrungen kann Seifert später in die Schule tragen: „Bislang hatten die Studierenden nicht viel Gelegenheit zum Forschen, sollen aber später forschendes Lernen vermitteln.“ Deswegen gebe es inzwischen ein verpflichtendes forschungsorientiertes Praktikum an der Uni Potsdam. Die von ihr entwickelten Versuche will Seifert später natürlich auch selbst als Lehrerin umsetzen, denn mit Experimenten kann man Jugendliche gut abholen – das weiß sie aus ihrem Praktikum an der Voltaire-Schule.

Zukunftsweisend ist Seiferts Unterrichtsreihe auch aus ernährungspädagogischer Sicht. Die sogenannten Körnerleguminosen haben nämlich viele gesundheitliche Vorteile. „Sie sind reich an Vitaminen, Ballaststoffen sowie ungesättigten Fettsäuren und fördern eine gesunde Verdauung“, erklärt die Studentin. Um weniger auf importierte Eiweiße etwa in Form von Sojabohnen angewiesen zu sein, für die noch immer Regenwald gerodet wird, sei der heimische Anbau so wichtig. Tatsächlich satteln immer mehr Betriebe um. „In Deutschland werden inzwischen auf 32.000 Hektar Lupinen angebaut, ein Viertel davon in Brandenburg“, so der Pflanzenbauexperte. „Die Böden sind hier nicht sehr nährstoffreich und Lupinen sind eher anspruchslos.“ Bei den Kichererbsen, die an Hitze und Trockenheit angepasst sind, sei es ähnlich: „Nach den vergangenen Ausnahmesommern hat die Landwirtschaft nach Lösungen gesucht, denn der Klimawandel war plötzlich einfach da.“ Davon könnte sie letztlich profitieren, denn die Nachfrage nach pflanzlichen Eiweißen wächst gerade in Berlin stetig. „Hier steckt ein ökonomisches Potenzial für die brandenburgischen Betriebe.“



DR. MORITZ RECKLING



In Deutschland werden inzwischen auf 32.000 Hektar Lupinen angebaut, ein Viertel davon in Brandenburg.



➔ Zum Text in voller Länge

TITEL

Zukunftsvisionen für das ländliche Afrika

Über Landwirtschaft, Naturschutz und die Savanne als Kohlenstoffspeicher



DR. STEFANIE MIKULLA

Elefanten – Symboltiere Afrikas – haben dank rigoroser Schutzmaßnahmen Teile der Savanne zurückerobered. Im länderübergreifenden Schutzgebiet KAZA im südlichen Afrika, das die Größe Spaniens hat, konnten sich die majestätischen Tiere wieder stark vermehren. Doch das ist nicht unproblematisch für die dort lebende Bevölkerung. „Ein Elefant kann innerhalb von zwei Stunden alles fressen, was eine fünfköpfige Familie ein halbes Jahr lang angebaut hat“, sagt die Vegetationsökologin Liana Kindermann, die in diesem Gebiet Feldstudien für das Projekt „Future Carbon Storage“ betreibt. Das Projekt unter der Leitung von Anja Linstädter, Professorin für Biodiversitätsforschung und Direktorin des Botanischen Gartens der Universität Potsdam, läuft seit 2018 und ist Teil des

Sonderforschungsbereichs „Future Rural Africa – Zukunft-Machen und sozial-ökologische Transformation“. Darin untersuchen die Forschenden, wie das Handeln der Menschen vor Ort durch Visionen für ihre Zukunft geprägt wird.

Von der Entwicklung des ländlichen Afrikas gibt es gegensätzliche Vorstellungen: Einerseits wollen Regierungen und Naturschutzorganisationen die Savannenökosysteme schützen, um den Lebensraum und die Wanderungsgebiete ikonischer afrikanischer Tierarten wie Elefanten und Löwen zu erhalten. Andererseits gibt es Visionen einer intensiveren Landnutzung in Form einer exportorientierten Agrarproduktion. Die Landbevölkerung kann weder an dem einen noch an dem anderen vollständig teilhaben. „Diese Visionen schließen sich nicht nur räumlich aus, auch ihr friedliches Nebeneinander ist sehr zweifelhaft“,



Zum Projekt
„Future Rural
Africa“

sagt Liana Kindermann. Politische Akteure stellen es oft so dar, dass die Landbevölkerung durch den Tourismus vom Naturschutz profitiert, doch hohe Elefantendichten bringen zunächst keinen Mehrwert. Leben zu viele der grauen Riesen in einem Gebiet, sorgt das außerdem für eine ungünstige Kohlenstoffbilanz, da die Tiere bei ihrer Nahrungssuche Bäume beschädigen oder gar entwurzeln.

„Uns interessiert die Zukunftsgestaltung im ländlichen Afrika vor allem in Bezug auf Kohlenstoff. Dabei untersuchen wir, wie stark die Konflikte im Hinblick auf die beiden Zukunftsvisionen sind“, fasst Anja Linstädter zusammen. Die Forschenden bestimmen die Kohlenstoffspeicherung in Bäumen und Sträuchern abhängig von der sich ändernden Landnutzung, etwa wenn Savannen zu Äckern umgewandelt werden. Dafür arbeiten sie eng mit Bodenwissenschaftlern, Agrarökonominen und namibischen Wissenschaftlern mit Schwerpunkt Wildtiermanagement zusammen. Anders als in mitteleuropäischen oder tropischen Wäldern gestaltet es sich jedoch schwierig, den Kohlenstoffgehalt in einer Savanne abzuschätzen: Die Bäume in diesen Trockengebieten sind geschädigt durch Feuer, Beweidung oder Verbiss durch Wildtiere, was mit bisherigen Methoden nicht zuverlässig erfassbar war. „Wir haben die Forschungslücke geschlossen und können nun die Kohlenstoffspeicherung in solchen störungsgeprägten Ökosystemen gut abschätzen“, berichtet Liana Kindermann. Kohlenstoff zu speichern ist eine Ökosystemleistung der Savanne, die künftig für den Handel mit Kohlenstoffzertifikaten wichtig werden könnte.

„Wir möchten außerdem herausfinden, welche Bedeutung die Bäume für die Menschen vor Ort haben“, sagt Liana Kindermann. Ob sie beispielsweise als Feuerholz, Bauholz, Fasermaterial, Nahrungs- oder Medizinpflanzen genutzt werden. In ihren Forschungsgebieten in Namibia und Sambia fielen den Wissenschaftlerinnen auch Unterschiede in der Agrarbildung auf. So lernen Kinder in Sambia bereits in der Schule Agrartechniken zur Bodenverbesserung, da bestimmte Bäume durch ihre Blätter den Boden mit Nährstoffen anreichern. „Wir erforschen, welche Bäume sie als natürlichen Dünger auf den Feldern lassen und wie das die Kohlenstoffspeicherung beeinflusst“, sagt Anja Linstädter. Um Möglichkeiten der Landnutzung und lokale Kriterien für Bodenfruchtbarkeit zu verstehen, werden Haushalte dazu befragt, wo sie ihr nächstes Feld anlegen wollen. „Auf diese Weise können wir künftige Entscheidungen jetzt schon abfragen und damit Zukunftsforschung betreiben“, ergänzt sie.

Landnutzungsentscheidungen ändern die Kohlenstoffdynamik und die damit verbundenen Ökosystemleistungen, welche die Existenzgrundlage für die Bauern bilden. „Die Menschen vor Ort sind es nicht gewohnt, dass jemand sie fragt, wie sie ihre Zukunft gestalten wollen“, fasst Liana Kindermann zusammen. „Meine Hoffnung ist, dass wir gute Daten liefern und sie zusammen mit unseren interdisziplinären Partnerinnen auswerten können, um damit auch die politische Ebene zu erreichen.“ Denn über eine Obergrenze an Wildtieren wird im Moment noch nicht gesprochen. Das Ziel könnte sein, eine alternative Vision zu entwickeln, die näher an der Lebenswirklichkeit der Menschen vor Ort ist.



LIANA KINDERMANN



PROF. DR. ANJA LINSTÄDTER

Fotos: © Sandra Scholz (2, o.), Liana Kindermann (2, u.)



ZEITREISE

Früher war heute morgen

Gute Aussichten: ein Blick in die Vergangenheit der Universität



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Wer von Zukunft spricht, beschwört gern Luftschlösser, entwirft Visionen und Pläne. Fliegende Autos, Reisen zum Mars oder KI im Klassenzimmer. Ist alles wichtig. Wichtig ist aber auch der Blick zurück, der uns klarmacht, wann und wie unser Heute entstanden ist. Der zeigt, welche Kraft dafür nötig war. Der aber manchmal auch sichtbar macht, was sich nicht verändert hat, was geblieben ist – weil es gut bis heute ist, und weil neu nicht immer besser ist. Wir haben im Fotoarchiv der Universität Potsdam gestöbert und einige Beispiele zusammengetragen. Sie sollen informieren, inspirieren und unterhalten.



◀ „FRÜHER WAR ALLES BESSER!“ KANN DAS WIRKLICH STIMMEN? AUF JEDEN FALL HABEN IN DEN 1950ER JAHREN OFFENBAR ALLE MIT ANGEPACKT, ALS ES DARUM GING, DIE PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE (WIEDER)AUFZUBAUEN – WIE HIER BEIM ABRISS DER BARACKEN VOR DER KOLONNADE. UND ZUM ANDEREN ZEIGT DAS FOTO, DASS DER CAMPUS MAL ERSTKLASSIG ANS SCHIENENNNetz ANGEBUNDEN WAR. OB SICH DARAN ANKNÜPFEN LÄSST?

▶ MANCHMAL GEHT DER BLICK IN DIE ZUKUNFT ÜBER DIE SCHULTER: DER TRAUM VOM BEGEGNUNGSPORT CAMPUS MIT MALERISCH VERTEILTEN BÄNKEN, DIE ZUM VERWEILEN EINLADEN, WAR IN POTSDAM SCHON IN DEN 1950ER JAHREN REALITÄT.





◀ **HÖHER, SCHNELLER, WEITER. FORSCHUNG BEWEGT SICH STETS IN DER SPANNUNG AUS „WIR KÖNNEN SO VIEL MEHR ALS FRÜHERE EPOCHEN!“ UND „WAS WÄRE WOHL IN ZEHN, 50 ODER 100 JAHREN MÖGLICH?“ AUF JEDEN FALL PASST TECHNIK, DIE 1995 – HIER FÜR EIN PHYSIKPRAKTIKUM – NOCH EINEN KÜHLSCHRANK GEFÜLLT HAT, HEUTE OFT IN EINEN SCHUHKARTON.**

▶ **MANCHE VERÄNDERUNG MUSS SICH ZUERST DEN NÖTIGEN PLATZ VERSCHAFFEN. MAL STILL UND LEISE, MAL MIT GETÖSE. LETZTERES IST MEIST FOTOGENER. WIE DER ABRISS DES ALTEN WACHGEBÄUDES IN GOLM AM 25. JULI 1994.**



◀ **WISSENSCHAFT IST EINE HERZENSANGELEGENHEIT, EINE BERUFUNG. ES DÜRFTE DAHER NIEMANDEN WUNDERN, DASS IM AUGUST 1996, ALS DIE LANDESPOLITIK STELLENSTREICHUNGEN UND ETATKÜRZUNGEN ANKÜNDIGTE, UNI-ANGEHÖRIGE – DARUNTER, ALS BETTLER VERKLEIDET, DER REKTOR PROF. DR. WOLFGANG LOSCHELDER (L.) UND DER HEUTIGE VORSITZENDE DER UNIVERSITÄTSGESELLSCHAFT PROF. DR. DIETER WAGNER – LAUTSTARK VOR DEM LANDTAG DEMONSTRIERTEN. MIT ERFOLG.**



▶ **DASSELBE GILT FÜR DIE „ANDERE SEITE“ DES SCIENCE PARKS IN GOLM. AUCH JENSEITS DER BAHNLINIE WAR IM AUGUST 1998 NOCH (FAST) NICHTS AUSSER DEN BAUKRÄNEN. SELBST DER BAHNHOF BESTAND IM WESENTLICHEN AUS EINEM SCHLICHTEN SCHILD.**



KLEINE FÄCHER

Auf Ziegenpfaden

In der Denkfabrik zu Mittel- und Osteuropa betreten die Studierenden wenig erforschtes Gelände



ILLUSTRATION ZUM ALTEN HEBRÄISCHEN LIED „EINE KLEINE ZIEGE“



DR. JANA SCHOLZ

Was können Ziegen über den mittel- und osteuropäischen Raum verraten? Diese Frage stellen sich die beiden Stipendiatinnen Amanda Beser und Henriette Ziemer in der Denkfabrik „Translating EVROPA“. Und sie haben schon eine Antwort parat: sehr viel. Seit November 2022 arbeiten die beiden an einer Textsammlung über die Ziege in der Literatur. Ruben Höppner ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur Kultur und Literatur Mittel- und Osteuropas und einer der Betreuer in der Denkfabrik. Im Interview berichten die drei von der Mosaikforschung, die dort betrieben wird.

Was genau haben Sie in Ihrem Projekt vor?

Henriette Ziemer: Amanda und ich arbeiten an einer Anthologie über die Ziege, die Einblicke in die Literatur und Folklore des osteuropäischen Raums gibt.

Amanda Beser: Unser Ziel ist eine nicht immer super ernst gemeinte Textsammlung. Das übergeordnete Thema für alle Stipendiat*innen ist der ost- und mitteleuropäische Raum. Wir wollen den imaginierten Raum und die Konflikte darin durch die Brille der Ziege erfahrbar machen. Inspiriert hat uns der Roman des tschechischen Autors Jáchym Topol „Die Teufelswerkstatt“, in dem die Tiere wiederholt eine Rolle spielen.

Ziemer: Wir verstehen die Ziege als Bewegungsfigur: Sie findet immer neue Wege und geht dem

Menschen oft voraus, weil sie sich auch in unbekanntem Terrain zurechtfindet. Es gibt ja auch den Ausdruck „Ziegenpfade“.

Beser: Wir unternehmen ein literarisches Experiment. Die Sammlung hat auch etwas Spielerisches, weswegen wir das Publikum in der geplanten Abschlussausstellung interaktiv mit der literarischen Ziegenlandschaft vertraut machen wollen, Stichwort Gamification. Schließlich darf Wissenstransfer auch unterhaltsam sein!

Welche Konflikte zeigt die Ziege auf?

Beser: Wir verstehen sie als transkulturelle Metapher, denn die Bewegung in der Raumzeit bringt per se Konflikte mit sich. Wenn verschiedene Wissenskulturen aufeinanderprallen, braucht es Aushandlungsprozesse. Topol verknüpft in seinem Roman etwa das Hirten- mit dem Shoah-Motiv: Einer der letzten Überlebenden aus Theresienstadt zieht mit seiner Ziegenherde umher. Daran lässt sich Zeit ablesen, denn als er zurückkehrt, sind auch die Ziegen gealtert. Die Ziege ist ein Symptom für die übergeordnete Geschichte.

Ruben Höppner: Die Denkfabrik hat sich zur Aufgabe gemacht, ein großes Thema zu bearbeiten. Doch wir haben alle schnell gemerkt, dass wir uns mit Mosaikteilchen dem Großen nähern müssen. An diesen kleinen Konflikten, wie die Ziege sie aufzeigt, lassen sich größere erklären.

Ziemer: Vermeintlich kleine. In jiddischen Kindergeschichten und Volksliedern begegnen wir



Zum Interview in voller Länge

Menschen, die mit der kleinen Ziege losgehen und denen sich eine große Welt eröffnet. In einer Geschichte lebt eine Familie mit einer Ziege zusammen, die fest zum Familienleben im Shtetl gehört. Irgendwann wird das Geld knapp und die Ziege soll zum Schlachter. Der Sohn soll sie ins nächste Dorf bringen, doch ein Schneesturm zieht auf und die beiden retten sich in einen Heuschober. Sie überleben, weil die Ziege das Heu isst und der Junge ihre Milch trinkt. Nach zwei Tagen kehren sie zurück, und das Haustier darf weiterleben. Wir haben unheimlich viele solcher Geschichten gefunden, nicht alle sind schon übersetzt.

Welche Themen bearbeiten die anderen Studierenden in der Denkfabrik und wie läuft die Zusammenarbeit ab?

Höppner: Es gibt noch ein linguistisches, ein historisches und ein politikwissenschaftliches Projekt. Die Ausrichtung der Denkfabrik ist sehr interdisziplinär: Die Stipendiat*innen studieren „War and Conflict Studies“, „Geschichte, Gesellschaft, Politik“ oder „Osteuropäische Kulturstudien“. Vier Wissenschaftler*innen mit unterschiedlichen Schwerpunkten betreuen sie.

Beser: Wir sehen uns alle zwei Wochen per Zoom, in unseren kleinen Gruppen noch etwas häufiger. Die Vereinbarkeit ist ein Kunststück, aber wenn man mit Spaß rangeht, dann funktioniert es.

Höppner: Im April fahren wir auf Exkursion nach Riga und tauschen uns dort mit ukrainischen Studierenden von der Precarpathian National University, die seit Kurzem zum Netzwerk der European Digital University (EDUC) gehört, aus. Die Stipendiat*innen werden mit ihnen an den Projekten arbeiten. Die Exkursion soll den Raum erfahrbar machen: Wir wollen die unterschiedlichen Diskurse und Konfliktlinien vor Ort sehen. Riga bietet dafür sehr interessante Möglichkeiten.

Warum haben Sie sich für ein Stipendium beworben?

Zierner: Ich studiere Jüdische Studien und Russistik im Zweifach-Bachelor und beschäftige mich schon länger mit der jiddischen Literatur des ukrainischen Raums. Deswegen habe ich mich gefreut, dass ich dieses Interesse in der Denkfabrik vertiefen kann.

Beser: Ich habe Russistik im Bachelor als Nebenfach studiert. In meinem Master-Studium der Vergleichenden Literatur- und Kunstwissenschaft schauen wir uns nur die sogenannten westeuropäischen Kulturen an. Deswegen bin ich froh, dass ich mich in der Denkfabrik mittelosteuropäischen Texten widmen kann.

Höppner: Der osteuropäische Raum findet sonst kaum Beachtung. In Europa gibt es nur wenige Professuren, das ist aus meiner Sicht ein Riesenkritikpunkt. Es ist definitiv notwendig, die Konflikte in Mittel- und Osteuropa einordnen zu können. Und es gibt unheimlich viele Ressentiments in der deutschsprachigen Gesellschaft gegenüber dem Osten. Forschung kann dabei helfen, sie zu dekonstruieren.



Wir wollen den imaginierten Raum und die Konflikte darin durch die Brille der Ziege erfahrbar machen.

Denkfabrik „Translating EVROPA“

Zehn Studierende widmen sich in der Denkfabrik ein Jahr lang dem „Raum“ und Narrationen in den slawischen Regionen Ost- und Mitteleuropas. Betreut werden sie von vier Forschenden: Prof. Dr. Alexander Wöll, Dr. Galyna Spodarets, Stanislav Klimovich und Ruben Höppner. Ihre Ergebnisse werden sie in einer Ausstellung präsentieren. Die Studierenden erhalten das Universitätsstipendium, das im Rahmen des Deutschlandstipendiums des Bundesforschungsministeriums und mit Spenden von Prof. Bettina Schwarz sowie der Eberhard-Schöck-Stiftung finanziert wird.



www.uni-potsdam.de/universitaetsstipendium/usp-denkfabriken/denkfabrik-evropa



**RUBEN HÖPPNER,
HENRIETTE ZIERNER UND
AMANDA BESER (V.L.N.R.)**

FORSCHUNG

Wie das Thermometerhuhn nach Berlin kam

Das Projekt „Berlin’s Australian Archive“ entdeckt indigenes Wissen wieder



LUISA AGROFYLAX

Als „preußische Exporte“ gelangten sie bis nach Australien: in Humboldts Sinne ausgebildete, deutsche Naturwissenschaftler. Sie sammelten, zeichneten, beschrieben und kategorisierten die Fauna Down Unders. Es sind aber nicht sie oder ihre biologischen Erkenntnisse, die Anja Schwarz in ihrem Projekt „Berlin’s Australian Archive – Addressing the Colonial Legacies of Natural History“ beschäftigen. Die Professorin für Cultural Studies will helfen, mehr über die Geschichte der indigenen Bevölkerung Australiens herauszufinden – und ihnen dieses gesammelte Wissen zugänglich zu machen. Unterstützt wird sie dabei vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste.

Die Forschungsobjekte von Anja Schwarz liegen im Museum für Naturkunde Berlin. Es verfügt über eine umfassende Sammlung von australischen Tieren, Pflanzen und Mineralien, die im kolonialgeschichtlichen Kontext zusam-

mengetragen wurden. Zusammen mit der Historikerin PD Dr. Eva Bischoff von der Universität Trier analysiert die Kulturwissenschaftlerin neben den Labels an den Artefakten auch den Briefverkehr und die Reisetagebücher von vier historischen Sammlern: Woher stammen die Stücke? Unter welchen Bedingungen kamen sie ins Museum? Wie stehen sie in Beziehung zu den indigenen Australier*innen? Provenienzforschung an Naturobjekten zu betreiben, sei einmalig. Aber diese seien ein wichtiger Teil der indigenen Lebenswelt, so die Forscherin.

Um mit den Archivbeständen überhaupt arbeiten zu können, haben die Forscherinnen zunächst umfassend Schriftstücke digitalisiert und systematisiert. Die deutschen Inhalte werden übersetzt, doch vorher müssen sie transkribiert werden, denn die Reisenden schrieben in Kurrentschrift. In einer Transkriptionswerkstatt vom Museum für Naturkunde Berlin haben Geschichtsstudierende, Kustoden und auch Senior*innen als Citizen



ZEICHNUNG EINES PRACHTSTAFFELSCHWANZES VON WILHELM VON BLANDOWSKI



**PROF. DR. ANJA SCHWARZ MIT DEM
THERMOMETERHUHN IM BERLINER
MUSEUM FÜR NATURKUNDE**

Scholars die Texte übertragen. Eva Bischoff erklärte ihnen den historischen Kontext.

Sichten und handhabbar machen ist aber nur ein Teil der Arbeit. Das Team sucht nach Übereinstimmungen: Die an den Präparaten befestigten Labels vergleichen sie mit den Briefen, Reiseberichten und Publikationen von damals. Dadurch lässt sich nachvollziehen, aus welchen Regionen in Australien die Stücke kommen und wer sie gesammelt hat. Das sei für viele indigene Australier*innen aus verschiedenen Gründen relevant. „Die Tiere gehören zur Geschichte der Personen eines bestimmten ‚Country‘. Ihr Wissen ist an diese Orte gebunden“, sagt Anja Schwarz. Indigene Namen und Fundstellen sind später aus den westlichen Publikationen verschwunden, die die Naturforscher herausgaben. „Dass die Erkenntnisse nur durch die Hilfe indigener Menschen und ihr Wissen möglich waren, wurde vergessen“, erzählt die Forscherin. Die Berliner Sammlung ist ein Schlüssel zu diesen verlorenen Informationen. Auch wenn sie kolonialen Ursprungs ist. Oft gebe es keine andere Möglichkeit, auf historisches Wissen zur Geschichte der First Nations Australiens zu stoßen. „Jedes bisschen ist potenziell relevant“, weiß Anja Schwarz. Ein eigenes indigenes Archiv, auf das sie zugreifen können, existiert nicht, auch dafür hat der Kolonialismus gesorgt. „Durch Krankheiten und Gewalt starben viele indigene Australier*innen oder wurden gezwungen, ihre Sprache und ihren Lebensstil aufzugeben. So hat sich die orale Kultur oft nur bruchstückhaft bewahrt“, sagt die Wissenschaftlerin. „Wenn die

indigene Community etwas über ‚ihre‘ Geschichte im 19. Jahrhundert wissen will, muss sie in den kolonialen Archiven nach Spuren suchen.“

Alles Auffällige spielen die Forschenden an die australischen Kooperationspartner*innen zurück, mit denen sie im Projekt zusammenarbeiten. So hat die indigene Community vor Ort die Möglichkeit, zu entscheiden, welche Funde sich die Deutschen genauer ansehen sollen. Als Projektverantwortliche koordinieren Anja Schwarz und Eva Bischoff die Zusammenarbeit zwischen den Museen und Institutionen. „Wir versuchen auf Augenhöhe mit der Herkunftsgesellschaft zusammenzuarbeiten“, sagt sie. Gleichzeitig wirke die Arbeit in deutsche Institutionen zurück. Gemeinsam mit den Kolleg*innen aus Australien klären sie, wie das Museum für Naturkunde kulturell sensibel mit Beständen umgehen sollte. Wie es transparent machen kann, was sich in seinen Sammlungen befindet. Oder wie es Zugriff auf seine Bestände gewähren kann. Schwarz erzählt: „Bei einigen Tieren, wie beispielsweise einer bestimmten Gattung von Fledermäusen, besteht für einige indigene Gruppen eine Art Verwandtschaftsbeziehung. Das macht die Frage, wie das Museum adäquat für die Sammlung sorgen soll, extrem komplex.“

Die deutschen Botaniker hießen übrigens Wilhelm von Blandowski, Ferdinand von Müller, Gerhard Krefft und Moritz Richard Schomburgk. Letzterer wurde im Park Sanssouci ausgebildet, ging nach Australien, um später Direktor des Botanischen Gartens in Adelaide zu werden. Sie alle waren in die britische Kolonie gekommen, da der Kontinent damals die optimale Infrastruktur bot, um zu forschen. „Es waren gerade deutsche Gelehrte, weil in Preußen die naturwissenschaftliche Ausbildung schon fortgeschrittener war als in Großbritannien“, sagt Anja Schwarz. „Die Briten waren vor allem klassisch geisteswissenschaftlich geschult.“ Die Tierwelt des fünften Kontinents war zentral für die biologische Theoriebildung. Sie stellte die Wissenschaftler vor solch knifflige Fragen, wie beispielsweise Beuteltiere zur Darwinschen Evolutionstheorie passen.

Auch wenn das Projekt bewusst den Fokus von den Naturwissenschaftlern weglenken möchte, wie Anja Schwarz betont: Es war Richard Schomburgk, der sie auf die Idee zum Projekt brachte. Genauer gesagt ein Thermometerhuhn, das er aus Australien in die Heimat schickte. Das Tier hat die Wissenschaftlerin zufällig bei der 200-Jahre-Ausstellung im Museum für Naturkunde Berlin entdeckt: „Der Vogel hat gesagt: ‚Denk doch mal über mich nach‘“, erinnert sich Anja Schwarz schmunzelnd.

1
Die verschiedenen indigenen Bevölkerungsgruppen Australiens unterteilen den Kontinent in kleinere Gebiete, die sie „Country“ nennen. Ihr Wissen ist lokal. Diese Tatsache spiegelt sich in der Aussage: „knowledge comes from country“.

”

Wenn die indigene Community etwas über ‚ihre‘ Geschichte im 19. Jahrhundert wissen will, muss sie in den kolonialen Archiven nach Spuren suchen.

MEIN ARBEITSTAG

„EIN BISSCHEN SPASS MACHT ES AUCH“

Ulrich Kortenkamp gibt alles für gute Lehre



DR. JANA SCHOLZ

Wer dachte, dass Forschung und Lehre den Arbeitstag einer Professorin oder eines Professors bestimmen, den belehrt ein Besuch bei Ulrich Kortenkamp eines Besseren. Der Professor für Didaktik der Mathematik und Studiendekan an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät ist nicht nur selbst passionierter Dozent, er engagiert sich auch in zahlreichen Gremien für gute Lehre. Konkret heißt das: Sitzungen über Sitzungen. Und dann sind da noch die Verwaltungsaufgaben, die das Hamsterrad am Laufen halten ...

mehreren Lehrpreisen ausgezeichnet worden ist. „Sie ist ein entscheidender Punkt, um die Universität attraktiv zu machen.“ Deswegen engagiert er sich in zahlreichen Gremien, wie in der Kommission für Studium und Lehre, in der Runde der Studiendekane, in der Studienkommission Mathematik Lehramt, in der AG Digitalisierung des ZeLB, im Fakultätsrat Mindestens ein Viertel seiner Arbeitszeit widmet der Professor der Gremienarbeit, die zu den Dienstverpflichtungen gehört. Für Kortenkamp ist sie aber mehr als das, nämlich eine Möglichkeit der Gestaltung. „Ich kann mich schlecht über die Dinge ärgern, ohne mitzuwirken“, sagt der Professor. „Und ein bisschen Spaß macht es auch.“



9:00 UHR

Ulrich Kortenkamp kommt in seinem Golmer Büro an. Im Zug hat der Professor schon E-Mails beantwortet, nun stehen Online-Sitzungen an. Die AG Digitalisierung des Zent-

rums für Lehrerbildung (ZeLB) tagt, anschließend geht es weiter mit dem Jour Fixe des Studiendekanats. Auf der Agenda: In vielen Seminarräumen fehlen „vernünftige“ Tafeln. Diese sollen nun nachgerüstet werden. „Mir ist Lehre unglaublich wichtig“, sagt der Didaktiker, der bereits mit



11:00 UHR

Nach den Sitzungen tauscht sich Ulrich Kortenkamp in Präsenz mit einer Doktorandin zu ihrer Arbeit aus, die sich mit Lehrmaterialien im Unterricht befasst. Danach ist er mit Nadine Dittert verabredet, die Vertretungsprofessorin für Didaktik der Informatik ist. „Der innerfakultäre Austausch ist sehr wichtig, endlich haben wir es geschafft, uns zusammensetzen.“ Die beiden



brainstormen über den Einsatz von Lernbausteinen in der Schule. Solche Arbeitsmittel im Mathematikunterricht – sowohl die analogen als auch die virtuellen – sind das Forschungsgebiet des Didaktikers. Hinter ihm steht noch eine Kiste mit Steckwürfeln aus der letzten Vorlesung. Sie helfen Kindern, die Grundrechenarten zu erlernen. Die Studierenden bekommen von ihm sogar einen Beutel Steckwürfel mit.



14:00 UHR

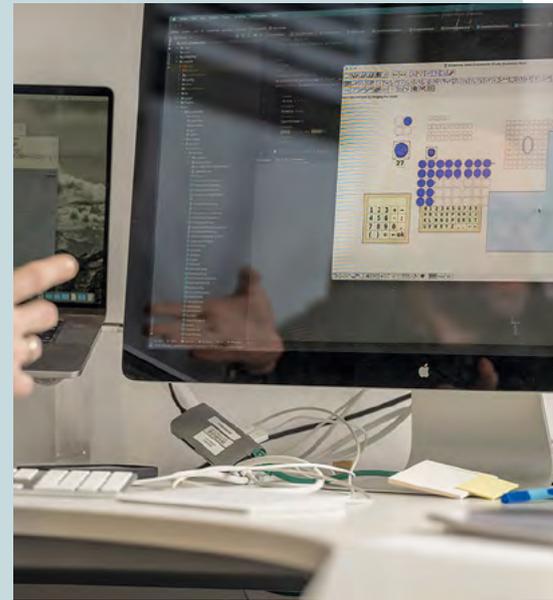
Und dann sind da noch Termine der besonderen Art: Die Pressestelle der Uni Potsdam kommt für ein Interview zu Besuch. Währenddessen piept immer wieder das Handy. „Da kommen wahrscheinlich gerade Tausend neue Nachrichten rein.“ Kor-

tenkamp spricht schnell, schließlich drängt die Zeit bis zum nächsten Termin um 15 Uhr: ein Online-Meeting zur neuen E-Learning-Strategie, die bald veröffentlicht werden soll. „Der Tag ist sehr voll“, sagt der Professor. „Ich habe Null Minuten Wechselzeit zwischen den Sitzungen.“ Sein Fahrrad braucht er daher vor allem, um auf dem Campus schnell von einem Präsenztermin zum nächsten zu radeln.



16:30 UHR

Zwischendurch programmiert der Mathedidaktiker virtuelles Schulmaterial: und zwar Punktefelder, die als offene Bildungsressource für ein Fortbildungsprojekt für Lehrkräfte entstehen. Nicht zu vergessen – die Verwaltungsaufgaben. „Das Administrative verschlingt den größten Teil meiner Arbeitszeit“, erzählt Kortenkamp. „Dauernd“ schreibe er Anträge, von denen die Mehrheit nicht bewilligt werde. Und doch sei die Antragsstellung wichtig, damit er sich das Arbeitsumfeld schaffen könne, das er möchte. „Wir Professorinnen und Professoren tun so viele Dinge, für die wir nicht ausgebildet sind und die uns nicht sonderlich Spaß machen.“



17:30 UHR

Kortenkamp versucht, noch rechtzeitig den Zug nach Berlin zu kriegen. So oft wie möglich arbeitet er im Homeoffice. So hat er zwei Stunden mehr Zeit am Tag, die er vor dem Rechner sitzen kann. Wie er das E-Mail-Aufkommen bewältigt? Nun ja, er schreibt Mails nicht nur im Zug, sondern auch während Sitzungen – wenn es gerade ein paar Minuten Leerlauf gibt. „Anders würde ich es gar nicht schaffen. Ich bekomme so viele Mails, das ist nicht mehr witzig.“



20:30 UHR

Bei all der Gremienarbeit kommt die Forschung oft zu kurz – deswegen setzt sich der Professor jetzt noch an einen wissenschaftlichen Artikel. „Ein Kollege hat bei seiner Emeritierung gesagt, dass er jetzt endlich Zeit für all das habe, von dem er früher dachte, dass es die Hauptaufgaben eines Professors seien“, erzählt Kortenkamp und schmunzelt.



NAHAUFNAHME

Europa wachsen helfen

Warum Jürgen Lewerenz ein Forschungsstipendium an der Universität Potsdam stiftet



**MATTHIAS
ZIMMERMANN**

Das Leben schreibt die besten Geschichten. Lust, eine zu lesen? Die Fakten: Die Universität Potsdam hat ein neues Stipendium. Das ab sofort ausgeschriebene Forschungsstipendium ist mit monatlich 1.000 Euro dotiert und läuft ein Jahr. Es richtet sich an Studierende, die sich wissenschaftlich mit dem Thema Genossenschaftswesen in Osteuropa befassen (wollen). Finanziert wird es von der Stiftung „Livländische Gemeinnützige“. Der Wahl-Potsdamer Jürgen Lewerenz hat beide eingerichtet, weil er persönliche Beziehungen hat – zu Genossenschaften, den baltischen Staaten und Europa. Und weil er sich sicher ist: Der Weg in eine europäische Zukunft führt, gerade für die baltischen Staaten und die Ukraine, auch in die Vergangenheit. Denn dort hat er Gemeinsamkeiten gefunden, die beim Zusammenwachsen helfen könnten.

Gemeint ist das Genossenschaftswesen. Banken, große Wohnungsbau-, Landwirtschafts- und sogar Industrieunternehmen – Genossenschaften

gibt es in fast allen Lebensbereichen. „Das ist eine Form des demokratischen Wirtschaftszusammenlebens – und zwar eine, die Europa geprägt hat!“ Wenn es nach Lewerenz geht, könne sie das auch künftig tun und dabei gerade den osteuropäischen Staaten die Integration in das politische und gesellschaftliche Projekt der Europäischen Union erleichtern. „Genossenschaften sind ein sehr gutes Instrument, mit dessen Hilfe man demokratische Praktiken üben kann.“ Mit ihrer Hilfe könne auch die Ukraine – nach dem Ende des Krieges – enger an Europa heranwachsen.

Jürgen Lewerenz weiß, wovon er spricht. Denn mit Genossenschaften kennt er sich aus, sie haben ihn sein Leben lang begleitet. Und er sie. Schon die Eltern des 1936 in Königsberg Geborenen waren in einer genossenschaftsähnlichen Gegenseitigkeitsbank tätig gewesen. Während des Zweiten Weltkrieges siedelte die Familie nach Düsseldorf um. Hier trat Lewerenz 1953, nach dem frühen Tod seines Vaters, als Lehrling in die Bank für Gemeinwirtschaft ein. Wenig später zog die Familie nach Berlin, der Bankkaufmann holte



[Zum Text in voller Länge](#)

an der Abendschule das Abitur nach, schloss ein Studium ab und ging dann zur Bundesbank. „Das war anstrengend und spannend. Aber das Bankwesen war mir, ehrlich gesagt, auf Dauer zu langweilig“, sagt er und lacht. Als sich die Gelegenheit bot, im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung nach Kolumbien zu gehen, zögerte er nicht lange und ließ sich für den „Außendienst“ beurlauben. Als „langer Arm der deutschen Außenpolitik“ reiste er durchs Land, beriet Genossenschaften aller Art. Dass es letztlich 25 Jahre werden würden, wusste er da noch nicht. Denn nach seiner Rückkehr schloss sich Lewerenz dem Entwicklungsministerium an – und ging postwendend zurück nach Lateinamerika. „Ich habe geholfen, Genossenschaften aufzubauen, zu führen und vor dem Untergang zu bewahren.“ Nach dem Fall der Mauer wechselte er als „National Expert“ nach Brüssel und wurde, in Geldfragen kundig, als EU-Langzeitberater für den Wiederaufbau der estnischen Zentralbank eingesetzt. „Erfahrungen gab es vor Ort keine, der neue Zentralbankchef war zuvor Komsomolleiter gewesen“, sagt Jürgen Lewerenz. „Aber wir haben innerhalb kürzester Zeit ein Währungssystem aus dem Boden gestampft – nach dem Vorbild der deutschen Währungsreform 1948. Die war ja bekanntermaßen auch erfolgreich“, sagt Jürgen Lewerenz. Während seiner Zeit im Estland hat er auch seine Leidenschaft für die Geschichte des Genossenschaftswesens in Osteuropa entdeckt und gepflegt. Er durchforstete Archive und Bibliotheken, verfasste ein Buch zur Geschichte der „Banken im Baltikum“. Und war sich sicher: Das ist erst der Anfang. „In den Archiven lagern zahlreiche Dokumente, Bücher und Unterlagen zur Geschichte der Genossenschaften in den baltischen Ländern. Doch viele davon sind auf Deutsch verfasst, das dort kaum jemand mehr

spricht, sodass sie nicht ausgewertet werden.“ Der mittlerweile pensionierte, aber passionierte Europäer wollte das ändern: 2011 gründete er die Stiftung „Livländische Gemeinnützige“. Mit ihr arbeitet er seitdem darauf hin, die verborgenen Archiv-Schätze zu heben und Licht ins weitgehende Dunkel der osteuropäischen Genossenschaftsgeschichte zu bringen.

Das neue Forschungsstipendium an der Universität Potsdam soll dabei helfen. Junge Forschende können mit seiner Hilfe „die Analyse von Dokumentationen (nutzbares Kulturerbe) über die bis zum Ende des Russischen Reiches präsenten Genossenschaften und ihre (bis 1940 andauernde) Fortsetzung in den unabhängig gewordenen baltischen Ländern und in der Ukraine“ voranbringen, so die Ausschreibung. Und im besten Fall „aus deren Geschichte Leitideen für die Zukunftsgestaltung der genannten Länder“ ableiten.

Jürgen Lewerenz' eigene Geschichte ging übrigens noch weiter: Zwei Jahrzehnte lang wohnte er im Sommer in Estland, im Winter in Deutschland. Doch nach dem Tod seiner Frau blieb er ganzjährig hier und zog in die Hauptstadtregion, wohin er seit 1939 Verbindungen hat. Seitdem lebt er in Potsdam, widmet sich Forschungs- und Stiftungsarbeit. Bei einem gemeinsamen Spaziergang machte ihn eines Tages sein ältester Freund, den er seit der Zeit in Lateinamerika kennt, auf einen Zeitungsartikel aufmerksam. In diesem ging es um die von dem Potsdamer Slavisten Prof. Alexander Wöll initiierte Denkfabrik „Translating EVROPA“, in der engagierte Studierende ungewöhnliche Projekte bearbeiten, die dabei helfen sollen, die Dynamik aus Stabilität und Krise in Osteuropa zu verstehen. Das brachte ihn auf eine Idee ...

”

Das Genossenschaftswesen ist eine Form des demokratischen Wirtschaftszusammenlebens – und zwar eine, die Europa geprägt hat!

**PASSIONIERTER EUROPÄER:
JÜRGEN LEWERENZ**



UNI FINDET STADT

Arm aus Überzeugung

Potsdamer Studierende entwickeln eine Ausstellung über freiwillige Armut im Mittelalter



HEIKE KAMPE

Sie lebten ganz bewusst in Armut. Im 13. Jahrhundert entstanden zahlreiche geistliche Gemeinschaften wie die Franziskaner oder Dominikaner, die jeglichen weltlichen Besitz ablehnten. Das Armutsideal der Bettelorden zog im Mittelalter viele Menschen an, führte aber auch zu Konflikten mit der Amtskirche, die selbst sehr reich war. Die Kirche fürchtete die Orden, weil sie diese als potenzielle Aufrührer wahrnahm. Viele ihrer Anhänger wurden als Häretiker und Ketzer verunglimpft, von der Inquisition verfolgt und getötet.

In einem Masterseminar untersuchen Studierende der Geschichtswissenschaften und der Germanistik, wie die Menschen in diesen Gemeinschaften lebten, was sie antrieb und wo es Verbindungen zur Gegenwart gibt. „Spuren freiwilliger Armut in Brandenburg“ heißt das Seminar, das Christine Kleinjung, Professorin für Mittelalterliche Geschichte, und Katharina Philipowski, Professorin für Germanistische Mediävistik, konzipiert haben und mit einer Ausstellung in der Stadtbibliothek Potsdam abschließen wollen.

„Die Spuren der christlichen Armutsbewegung sind noch heute sichtbar, und das wollen wir am Beispiel der Franziskaner zeigen“, erklärt Katharina Philipowski. Franz von Assisi, Sohn reicher Kaufleute, gründete den Orden im frühen 13. Jahrhundert und fand rasch viele Anhänger. „Die Franziskaner stehen auf den Schultern älterer Armutsbewegungen und nehmen eine Sonderstellung ein, weil sie sich nicht von der Amtskirche distanzieren“, erklärt Christine Kleinjung. „Der Gründer Franz hat nach wie vor eine große Relevanz als Person, genauso wie seine Gefährtin Klara, die die weibliche Perspektive der mittelalterlichen Armutsbewegung verkörpert.“ Tatsächlich gab es viele hochadelige Frauen wie Klara, die ihr Leben in Luxus für die Ordensgemeinschaften aufgaben. Ein klösterliches Leben bedeutete für sie einerseits „Jenseitsvorsorge“, um nach dem Tod ins Paradies zu kommen, und andererseits eine akzeptierte Möglichkeit, unerwünschter Heirat zu entfliehen.

Für die meisten Studierenden im Seminar beginnt die Spurensuche im Werk „Brandenburg



Die Spuren der christlichen Armutsbewegung sind noch heute sichtbar, und das wollen wir am Beispiel der Franziskaner zeigen.

JESSICA HOFFMANN, LUKAS APPENROTH, TIM STEUK, LEA FÜRST, PROF. KATHARINA PHILIPOWSKI, AARON SZEGNOTAT UND PROF. CHRISTINE KLEINJUNG (V.L.N.R.)





**EIN GEBÄUDE DES
FRANZISKANERKLOSTERS
IN BERLIN-PANKOW**



MEDITATIONSRAUM IM KLOSTER

gisches Klosterbuch“, das alle bekannten mittelalterlichen Klöster und Stifte in der mittelalterlichen Mark Brandenburg vorstellt. Lea Fürst stieß darin auf das Franziskanerkloster Cottbus, das wohl im frühen 14. Jahrhundert gegründet wurde. Das genaue Gründungsjahr ist – wie so vieles aus seiner Geschichte – unbekannt. „Heute steht nur noch die Klosterkirche, die die evangelische Kirchengemeinde nutzt“, erzählt die Studentin, die mithilfe von Dokumenten aus dem Archiv der Kirche und Informationen des Bauamtes in Cottbus die Vergangenheit rekonstruieren möchte.

Tim Steuks Recherche führt dagegen in die Stadt Brandenburg. Hier vergleicht er Klöster und Leben der Dominikaner und Franziskaner, die beide parallel in der Stadt wirkten, aber unterschiedliche Konzepte von Armut verfolgten. Während die Dominikaner etwa Wohnungen besaßen und auch von Mieteinnahmen lebten, war dies für die Franziskaner verboten. „Es ist spannend, wie beide Orden miteinander ausgehandelt haben, wie sie nebeneinander leben konnten“, erklärt Tim Steuk. Wer durfte beispielsweise die Gläubigen versorgen, die zur Marienkirche auf dem Harlunger Berg pilgerten? Wie positionierten sich beide zur Amtskirche?

Aaron Szegnotat und Tayga Scholz untersuchen anhand schriftlicher Quellen, wie die Franziskaner wirtschafteten und ihren Lebensunterhalt bestritten. Wie organisierten sie das Betteln? Wer beschenkte sie womit und welche Sonderrechte gab es? Aus welchen Mitteln bauten sie ihre Klöster auf? Einige Gemeinschaften in Brandenburg durften etwa kostenlos Holz aus Wäldern nutzen. Andere durften sogar Ziegeleien betreiben und Wiesen bewirtschaften. „Es war mehr als das reine Betteln, was aber häufig auch zu Konflikten führte“, erzählt Aaron Szegnotat.

„Wie reich darf ich eigentlich als Bettelmönch sein?“ Dieser Frage möchten die Studierenden auf den Grund gehen.

In Berlin-Pankow geht die Spurensuche ganz direkt weiter: Jessica Hoffmann und Lukas Appenroth benötigen dafür keine Archive, besuchen keine Ruinen und keine alten Klöster, die längst aus der Nutzung gefallen sind. Sie sprechen stattdessen einfach mit den Mönchen selbst: im Franziskanerkloster in der Wollankstraße. Hier lebt eine kleine Klostergemeinschaft, mitten in der Großstadt. Mit offenen Armen empfangen die Brüder alle, die sich für die Gemeinschaft interessieren, helfen möchten oder selbst Hilfe brauchen. „Es gibt hier überraschend moderne Büroräume und einen neuen Anbau mit einer Suppenküche“, beschreibt Lukas Appenroth seine Eindrücke. Einer der Brüder, Johannes Küpper, führte die beiden durch die Aufenthalts- und Gebetsräume und erzählte vom alltäglichen Leben im Kloster.

In den Räumen der Stadtbibliothek Potsdam stellt die Seminargruppe ihre Arbeiten ab Juni 2023 vor. Dank der Kontakte zum Franziskanerkloster wird es vielleicht sogar einen Gastvortrag eines Mönchs geben, der von seinem Leben als Franziskaner in Berlin erzählt. In jedem Fall freuen sich die Studierenden, dass ihre Arbeit als Beitrag zur universitären Transferaktivität einer breiten Öffentlichkeit zugänglich sein wird. „Wir wollen unsere geisteswissenschaftlichen Forschungsergebnisse mitten in die Stadt tragen“, sagt Katharina Philipowski.



**ORDENSGRÜNDER
FRANZISKUS VON ASSISI**

Die Ausstellung „Spuren freiwilliger Armut im Mittelalter“ ist in der Stadtbibliothek Potsdam vom 1. Juni bis zum 8. Juli 2023 zu sehen. Die Vernissage mit einem anschließenden Festvortrag findet am 6. Juni um 17 Uhr statt.

TRANSFER

Pflegen statt tippen

Potsdamer Studierende haben eine App entwickelt, die Pflegekräften die Dokumentation erleichtert



HEIKE KAMPE

Der Arbeitsalltag von Pflegekräften ist mit vielen Aufgaben gefüllt und kann manchmal sehr stressig sein: beim Anziehen helfen, Blutdruck messen, Medikamente ausgeben, waschen, ein freundliches Gespräch. Dazu kommt viel Zeit am PC – denn alle Arbeitsschritte, Gesundheitswerte und Vorkommnisse müssen in die Formulare der Dokumentationssoftware eingetippt werden. Das kostet wertvolle Zeit, die viele lieber den Bedürftigen widmen würden. All das sahen die Brüder Marcel und Fabio Schmidberger, als ihr Opa 2019 ins Pflegeheim kam. „Können wir eine digitale Lösung entwickeln, um Entlastung zu schaffen?“, fragten sich die Geschwister, die damals IT-Systems Engineering am Hasso Plattner-Institut (HPI) und Software Engineering in Stuttgart studierten. Eine Software, die per Spracherkennung auf dem Smartphone automatisch Pflegeberichte, Protokolle und Vitaleinträge erstellt und in das zentrale Dokumentationssystem einpflegt – mit dieser Geschäftsidee machten sich die beiden mit ihrem Kommilitonen Erik Ziegler an die Arbeit und gründeten 2020, noch während ihres Studiums, das Unternehmen „voize“.

Heute ist ihr Produkt nicht nur marktreif, sondern wird auch schon erfolgreich eingesetzt: Deutschlandweit nutzen 35 Pflegeeinrichtungen die App, viele weitere haben Interesse daran. „Das Start-up wächst schnell“, betont die Medienwissenschaftlerin Lena Langer, die für die Öffentlichkeitsarbeit bei „voize“ zuständig ist. „Inzwischen haben wir schon 15 Angestellte.“ Betrachtet man die Zahlen in der Pflegebranche, wundert das kaum: Mehr als vier Millionen Menschen waren 2022 pflegebedürftig. Diese Zahl wird in den

kommenden Jahren steigen, denn die Gesellschaft altert. Für das Jahr 2050 geht das Gesundheitsministerium von 6,5 Millionen Menschen mit Pflegebedarf aus. Demgegenüber stehen viele offene Stellen, eine hohe Arbeitsbelastung und ein ausgeprägter Fachkräftemangel. Ideen für eine Entlastung der Pflegenden sind deshalb sehr gefragt.

„Bis zu 30 Prozent ihrer Arbeitszeit verbringen Pflegekräfte mit der Dokumentation“, sagt Lena Langer. Mit der App lässt sich diese Zeit erheblich verkürzen: „Das Handy haben sie immer bei sich, drücken einen Knopf und sprechen hinein. Eine KI mit Spracherkennung wandelt das Gesprochene in Text um und überträgt es automatisch in das vorhandene Dokumentationssystem“, beschreibt sie das Prinzip der „voize“-App. Damit entfallen die Laufwege zum Stations-PC und die Eintragungen per Hand. „Die App wird sehr gut angenommen, die Entlastung ist deutlich spürbar“, fasst Lena Langer das bisherige Feedback zusammen. Nach einem Schulungstag und ein bis zwei Wochen in der Praxis verwenden auch die weniger Technikaffinen die App routiniert. Dass sie alle Pflegedaten stets griffbereit auf dem



Das Unternehmen im Internet

Handy haben und diese – etwa bei einem medizinischen Notfall – sofort abrufen können, sei ein weiterer Pluspunkt. Gegenwärtig untersucht eine vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Wirksamkeitsstudie, an der unter anderem die Berliner Charité beteiligt ist, welchen Unterschied die „voize“-Technologie in der Pflege tatsächlich macht.

Zu Beginn mussten sich die IT-Experten erst einmal mit dem Arbeitsfeld der Pflege vertraut machen. Wie sieht der Alltag der Pflegenden aus? Welche Bedürfnisse und Wünsche haben sie an ihre Arbeit? Und wie könnte eine App sie optimal unterstützen? Dazu hospitierte das Team in Heimen, begleitete die Beschäftigten und sprach mit den Leitungen, lernte Fachbegriffe wie Dekubitus – Wundliegen – kennen oder was eine Wunddokumentation enthalten muss. „Am Ende stand die Erkenntnis, dass wir ein intuitives, leicht verständliches Produkt brauchen, das einfach zu handhaben und in den Pflegealltag integrierbar

sein muss“, erklärt Lena Langer. Da in der Pflege häufig Menschen arbeiten, die keine deutschen Muttersprachler sind, muss die Spracherkennung zudem Akzente gut erkennen können.

2022 erhielt „voize“ den mit 10.000 Euro dotierten Innovationspreis Berlin Brandenburg, der markt- und zukunftsfähige Start-ups würdigt. Unterstützung erfährt das junge Unternehmen auch durch Y Combinator – ein kalifornisches Gründungszentrum, das vielversprechenden Start-ups mit Geld, Kontakten und Ratschlägen zur Seite steht. „Ein sehr großer Meilenstein, denn deutsche Start-ups werden sehr selten in dieses Programm aufgenommen“, betont Lena Langer.

Das Produkt läuft, die Kundinnen und Kunden sind zufrieden und die Nachfrage ist groß. Die Arbeitstage bei „voize“ werden deshalb allerdings keineswegs kürzer und ruhiger. „So eine App ist nie ganz fertig“, sagt Langer lachend. Der Austausch mit den Pflegekräften und ihr Feedback seien für die Weiterentwicklung enorm wichtig. Zudem strecken die Gründer ihre Fühler schon nach anderen möglichen Anwendungsgebieten ihres Produkts aus – etwa für die Mängeldokumentation des TÜV. Die App absolviert hierfür aktuell die Pilotphase. Neben ihrem Start-up haben Fabio und Marcel Schmidberger in den kommenden Monaten außerdem noch eine weitere große Aufgabe zu meistern: Die beiden 25 Jahre alten Gründer schreiben nämlich noch an ihrer Masterarbeit am HPI – ihr Mitgründer Erik Ziegler ist damit schon fertig.



**Bis zu 30 Prozent
ihrer Arbeitszeit
verbringen
Pflegekräfte mit der
Dokumentation.**

Fotos: © Danijel Grbic (2. o. l.; u. l.); Kay Herschelmann (r.)



**GRÜNDER FABIO SCHMIDBERGER (L.)
MIT PFLEGERIN UND BEWOHNERIN**



**ZEITSPAREN MIT DER DOKUMENTATION
PER HANDY: PFLEGEKRAFT MIT
MARCEL SCHMIDBERGER (R.)**



**DIE GRÜNDER MARCEL SCHMIDBERGER, ERIC ZIEGLER UND
FABIO SCHMIDBERGER (V.L.N.R.)**



BILDUNG

Digitalisierung im Chemieunterricht

Wie Augmented Reality Lehrkräfte dabei unterstützen kann, abstrakte Inhalte zu vermitteln



LUISE WESTPHAL

Viele kennen es noch aus dem eigenen Chemieunterricht: Sich die Strukturen einer Stickstoffverbindung räumlich vorzustellen, kann schwierig sein. Auch Abbildungen in Lehrbüchern helfen dabei nur bedingt und nicht wenige Schüler*innen verzweifeln daran so sehr, dass sie der Chemie bei der ersten Gelegenheit den Rücken kehren.

Dank Anja Tschiersch könnte das für kommende Generationen anders aussehen. Die Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Potsdam arbeitet im Rahmen ihrer Promotion an Augmented-Reality-Konzepten für den Unterricht. Dabei werden virtuelle Elemente in die Aufnahme der realen Umgebung eingeblendet. Im Gegensatz zur Virtual Reality, bei der die ganze

Umwelt digital ersetzt wird, geht es hierbei um die Ergänzung von dem, was man real wahrnimmt. „Es sieht eigentlich so aus, als würden Sie mit der Kamera ein Foto machen wollen. Dann bewegen Sie die ja auch und sehen über den Bildschirm die reale Welt“, erklärt Anja Tschiersch. Nur eben mit hinzugefügten digitalen Elementen, wie etwa einem Molekülmodell. Das bekannteste Beispiel für Augmented Reality dürfte das Spiel „Pokémon GO“ sein. Dabei können User*innen mit Smartphone oder Tablet digitale Pokémon im alltäglichen Stadtbild finden.

Beim didaktischen Einsatz geht es nun darum, Lehrinhalte für Schüler*innen zu veranschaulichen. Dies kann wie im Beispiel von Tschiersch geschehen, indem Experimentieraufbauten mit einem 3D-Modell überlagert werden, sodass die

Lernenden die sonst nicht sichtbaren Strukturen sehen. Dabei rückt ein Bereich in den Fokus, bei dem Schüler*innen häufig Verständnisprobleme haben: Lehrerinnen und Lehrer gehen im Unterricht nach einem Experiment meist sofort auf die abstrakte Ebene der Gleichungen und Formeln über. „Aber was passiert denn da jetzt im Experiment?“, fragt Anja Tschiersch. „Warum zum Beispiel reagiert Eisen mit Sauerstoff zu Eisenoxid?“ Was die Chemikerin als didaktische Lücke formuliert, dürfte auch vielen Lernenden durch den Kopf gehen – und sie demotivieren. Denn es fehlt ihnen die Teilchenebene. Zu dieser gehört die Vorstellung davon, wie chemische Stoffe in Atomen und Molekülen aufgebaut sind. Sie bildet also das Bindeglied zwischen dem, was man in der Realität beim Experiment beobachten kann, und der abstrakten Formelschreibweise. Doch selbst wenn der räumliche Aufbau der Moleküle behandelt wird, bleibt er in zweidimensionalen Modellen schwer verständlich. Durch die von Anja Tschiersch gestalteten 3D-Modelle innerhalb der von ihr erforschten Augmented-Reality-App könnten die Strukturen und Wechselwirkungen der Teilchen jedoch zugänglicher werden.

Das alles wird freilich nichts verändern, wenn es bei guten Ideen bleibt. Tschierschs Ergebnisse

müssen auch wirklich in den Schulen ankommen. Daher veranstaltet die Wissenschaftlerin immer wieder Fortbildungen. „Ich arbeite sehr eng mit Lehrkräften zusammen. Ich möchte ihre Sichtweise aufnehmen. Sie sollen an dieser Entwicklung teilhaben.“ Ziel ist es vor allem, die Teilnehmenden zur Gestaltung eigener AR-Lehrmaterialien zu befähigen und die Akzeptanz für deren Einsatz zu vergrößern. Zugleich kann die Forscherin mit dem Feedback ihre Prototypen stetig verbessern. Schließlich kommt es von denen, die am Ende mit den Materialien arbeiten werden und ihren Anwendungsbereich – den Chemieunterricht – am besten kennen. „Ich würde mir wünschen, dass die Lehrerinnen und Lehrer das Gefühl haben, mitgewirkt zu haben.“

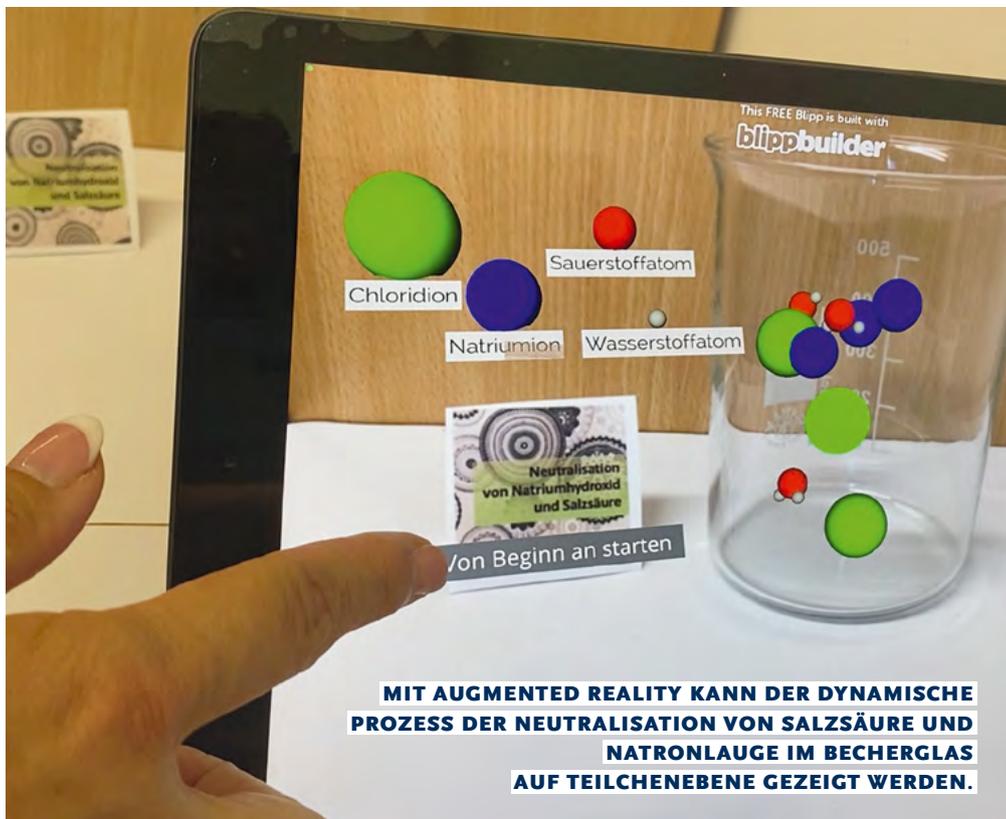
Einige sind dabei zunächst skeptisch. „Ein älterer Kollege meinte, es gebe schon so viele Tools fürs Klassenzimmer und jetzt solle das nächste kommen.“ Nachdem er sich dennoch auf Tschierschs Anwendung eingelassen hatte, war selbst dieser Lehrer überzeugt von der tatsächlich neuen Idee. Und das ist es, worum es der Forscherin in erster Linie geht: Sie möchte die Lehrer*innen für einen didaktisch sinnvollen Einsatz von AR begeistern – für mehr Durchblick im Chemieunterricht.



ANJA TSCHIRSCH

”

Ich arbeite sehr eng mit Lehrkräften zusammen. Sie sollen an dieser Entwicklung teilhaben.



MIT AUGMENTED REALITY KANN DER DYNAMISCHE PROZESS DER NEUTRALISATION VON SALZSÄURE UND NATRONLAUGE IM BECHERGLAS AUF TEILCHENEbene GEZEIGT WERDEN.

Die Autorin Luise Westphal studiert an der Universität Potsdam. Ihr Text entstand in dem Seminar „Schreiben über die Zukunft – Texten für Journalismus und PR“, das von Luisa Agrofylax und Dr. Jana Scholz in Studiumplus angeboten wurde.

➤ Weitere Artikel von Studierenden



INTERNATIONAL

Opfer hier, Akteure dort

Lebogang Mokoena vergleicht die mediale Darstellung von Flutkatastrophen im globalen Süden und Norden



LENA HIMMLER

Schlamm und Schutt, eine verwüstete Straße und mittendrin eine Frau, die matschverschmiert, aber entschlossen mit einer Schippe gegen das Chaos angeht. Für dieses Foto, das im Juli 2021 auf dem Titel des Magazins „Stern“ zu sehen war, interessiert sich Lebogang Mokoena. An der Universität Potsdam erforscht dey¹, wie Menschen in der fotojournalistischen Berichterstattung nach Fluten in Deutschland und Südafrika dargestellt werden. Mokoena ist Journalist*in und Forscher*in aus Johannesburg, Südafrika, und erhält seit Oktober 2022 ein Bundeskanzler-Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung. Zu Gast ist dey noch bis September 2023 bei Birgit Schneider, Professorin für Wissenskulturen und mediale Umgebungen in Potsdam, die Expertin für Visualisierungen des Klimawandels ist.

Bei der Flutkatastrophe im Ahrtal im Juli 2021 kamen über 180 Menschen ums Leben. Im April 2022 verunglückten in der südafrikanischen Provinz KwaZulu-Natal bei einer Flut 448 Menschen. „Da haben wir jetzt etwas gemeinsam“, sagt dey Südafrikaner*in Lebogang Mokoena. Fotografien dieser beiden Ereignisse liefern das Material für Mokoenas Forschungsarbeit, die während deys Aufenthalts in Potsdam entstehen soll. „Auf der ganzen Welt beobachten wir ähnliche Naturkatastrophen, die im Zusammenhang mit dem Klimawandel stehen. Sie treten immer häufiger auch im globalen Norden auf, wo man sich solche Ereignisse lange Zeit nicht vorstellen konnte“, sagt Mokoena. Dey forscht in Potsdam zur Visualisierung des Klimawandels und möchte herausfinden, welche Rollen Menschen in fotojournalistischen Beiträgen von Natur-

Foto: © Ernst Kaczynski

LEBOGANG MOKOENA



¹
„Dey“ ist ein Neopronomen, das den Anspruch hat, genderneutral zu sein. Dabei handelt es sich um eine Eindeutschung des im Englischen üblichen „they“.

²
Der Begriff Intersektionalität beschreibt das Zusammenwirken von verschiedenen Diskriminierungsformen.



**NACH DER FLUT
IM AHR TAL 2021**



**NACH DER FLUT 2022 IM
SÜDAFRIKANISCHEN KWAZULU-NATAL**

katastrophen zugeschrieben werden. Dafür vergleicht dey die fotografische Berichterstattung in Deutschland und Südafrika mit dem Ziel, die Ikonografie von Klimabildern aus einer intersektionalen² und dekolonialen Perspektive zu entschlüsseln.

Sind die Menschen auf den Fotos aktiv oder passiv dargestellt? Wirken sie eher wie Opfer oder wie Akteure? Welche Rolle spielen dabei zum Beispiel ihre sozialen, ethnischen oder geschlechtlichen Identitäten? Um diese Fragen zu beantworten, analysiert dey die Körperhaltung und die Bewegungen der abgebildeten Menschen, aber auch die Bildkomposition. Dabei interessiert Mokoena ebenso die ideologische Bedeutung, die im Foto angelegt ist. Bedienen die Fotograf*innen zum Beispiel Stereotype, was Geschlecht oder ethnische Herkunft betrifft?

Einige Hypothesen haben sich bereits erhärtet: „Ich stelle fest, dass die Medien die Menschen im globalen Süden – nicht nur in Südafrika, sondern auch anderswo – oft als Opfer darstellen, während die Menschen im globalen Norden sehr aktiv gezeigt werden: als wüssten sie, was zu tun ist.“ Darüber hinaus würden Frauen eher als teilnahmslos dargestellt, während weiße Männer im mittleren Alter auf den untersuchten Bildern häufig in Aktion zu sehen seien. In anderen Worten: Wie verwundbar Menschen präsentiert werden, ist hochgradig unterschiedlich. Die aufkommenden Ungleichgewichte in fotojournalistischen Bildern sind angetrieben von globalen Ungleichheiten. Mokoena glaubt, dass auch deys eigener Hintergrund gewinnbringend für die Forschung sein kann. „Lesbisch, nicht-binär und Schwarz zu sein – all das bringt eine neue Perspektive mit sich, wo sonst der westliche Blickwinkel vorherrscht.

Ich versuche, diese westlich geprägte Sichtweise auf andere Menschen, vor allem auf dem afrikanischen Kontinent, aufzudecken und zu verändern.“ Dey hofft, mit der Arbeit mehr panafrikanische, dekoloniale und intersektionale Konzepte in die aktuelle Forschung zur Klimafotografie einzubringen.

In Johannesburg hat Mokoena Kommunikationswissenschaften und Journalismus studiert. Außerdem hat dey als Journalist*in gearbeitet – auch in Deutschland, zum Beispiel in der Medienagentur „JournAfrica“, durch die Mokoena in Kontakt mit Professorin Birgit Schneider kam. Mokoenas Forschung ist also auch von deys journalistischen Praxiserfahrungen geprägt: „Mein Interesse als Journalist*in bestand unter anderem darin zu hinterfragen, wie die Branche tatsächlich funktioniert.“ Mit dem Forschungsprojekt möchte dey nun dazu beitragen, dass sich Journalist*innen ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusster werden. „Ihre Aufgabe besteht nicht nur darin, die Menschen zu informieren oder aufzuklären. Es geht auch darum, ausgewogen zu berichten, die Würde der Menschen zu wahren und keine Unwahrheiten zu verbreiten.“ Damit die Forschungsarbeit möglichst viele erreichen kann, möchte dey besonders zugänglich formulieren, mit einer Sprache, die zwischen Journalismus und Wissenschaft liegt.

In Potsdam ist Lebogang Mokoena übrigens nicht das erste Mal. Vor einigen Jahren hat dey sich hier bereits ehrenamtlich im Bundesfreiwilligendienst engagiert. Dey spricht und versteht neben Englisch fünf weitere Sprachen aus Südafrika: Sesotho, Setswana, Sepedi, isiZulu, isiXhosa – und belegt inzwischen auch einen Deutschsprachkurs auf C1-Niveau. Mokoena kann sich vorstellen, nach dem Stipendium zu promovieren. Wo, das ist noch offen – interessante Möglichkeiten gebe es viele, sagt dey und lacht.



Die Aufgabe von Journalist*innen besteht auch darin, ausgewogen zu berichten, die Würde der Menschen zu wahren und keine Unwahrheiten zu verbreiten.



Das Bundeskanzler-Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung richtet sich an Hochschulabsolvent*innen aus Brasilien, China, Indien, Südafrika oder den USA mit ersten Führungserfahrungen, die sich international vernetzen wollen. Mithilfe eines Stipendiums kann ein eigenes Projekt realisiert werden, das der Karriereentwicklung dient, gesellschaftlich relevant ist und nachhaltige öffentliche Wirkung hat.



SPORT

„Der Erfolg hat mich gefesselt“

Yvo Witassek studiert Kognitionswissenschaften und ist Judo-Spitzenportler



DR. JANA SCHOLZ

Ein dumpfer Knall ertönt in der Halle, als Yvo Witassek seinen Gegner zu Boden wirft. Kein Wunder, denn die beiden Judoka trainieren in der Gewichtsklasse über 100 Kilogramm. So ruhig und leichtfüßig ihre Bewegungen aussehen, den beiden Kampfsportlern steht schon nach wenigen Minuten der Schweiß auf der Stirn.

Witassek trägt seit Kurzem den Deutschen Meistertitel der Studierenden im Schwergewicht. Im Herbst 2022 feierten die Deutschen Hochschulmeisterschaften nach zwei Jahren Corona-Pause in Potsdam ein fulminantes Comeback: Knapp 400 studentische Judoka von 91 Hochschulen beteiligten sich, Hunderte Menschen verfolgten die von der Universität Potsdam ausgerichtete Meisterschaft begeistert in der MBS-Arena am Luftschiffhafen. „Das hätte ich nicht gedacht“, sagt Yvo Witassek. „Normalerweise ist Judo medial wenig präsent.“ Er trat im Finale gegen David Haefner von der Technischen Universität Dresden an – und gewann.

Der 21-Jährige studiert seit dem Wintersemester 2021/22 an der Universität Potsdam im Bachelor Kognitionswissenschaft. Viel Zeit für Lehrver-

anstaltungen bleibt ihm allerdings nicht: Vor- und nachmittags ist er als Judoka am Luftschiffhafen, fünf bis sechs Stunden täglich trainiert Witassek beim Verein UJKC Potsdam. In der Saison fährt er außerdem mindestens jedes zweite Wochenende zu Wettkämpfen und besucht Trainingslager. „Ich muss schauen, ob mir der Trainer hin und wieder für ein Seminar oder eine Vorlesung freigibt“, erzählt Witassek mit leichter Wehmut. Dieses Semester ist er nur montags in der Uni und absolviert zwei Module.

Wie herausfordernd es ist, Studium und Leistungssport zu vereinbaren, weiß jedoch auch die Universitätsgesellschaft – und verlieh Witassek 2021 den Nachwuchspreis Duale Karriere. Mit der Auszeichnung hatte er gar nicht gerechnet: „Ich hatte mich ja gerade erst immatrikuliert. Aber es war ein kleiner Anreiz gleich zum Studienstart.“ Im Studium steht seine sportliche Karriere eher weniger im Vordergrund: Studierende, die wie er Leistungssport betreiben, sind ihm noch nicht begegnet. Manche Dozierenden nehmen aber Rücksicht auf seine besondere Situation und ermöglichen es ihm, Prüfungen nachzuholen. Hier kommt ihm hin und wieder auch der Nachteilsausgleich zugute. Obwohl sie ihm sportlich

„einiges zerschossen“ hatte, für sein Studium brachte die Corona-Pandemie auch Vorteile. Denn Online-Vorlesungen konnte er jederzeit nacharbeiten, seit der Rückkehr in die Präsenzlehre erhält er höchstens noch die Folien aus Lehrveranstaltungen. „In der Regelstudienzeit werde ich es garantiert nicht schaffen“, sagt der Leistungssportler. Dadurch fehlt ihm auch der Kontakt zu Kommiliton*innen. Die Studierenden, mit denen er begonnen habe, sind ihm nun schon um einiges voraus. „Das ist nicht so schön.“ Freundschaften entwickeln sich jedoch im Verein, erzählt der Spitzensportler. Schließlich verbringen die Judo-ka dort sehr viel Zeit miteinander.

Auf den Studiengang Kognitionswissenschaft hatte der Laufbahnberater seines Judo-Vereins ihn gebracht. Die Einschätzungstests, die er auf seine Empfehlung machte, zeigten, dass das Fach gut zu ihm passen könnte. Auch die Wahl des Studienorts fiel nicht schwer – denn im Nationalkader ist er verpflichtet, am Leistungszentrum zu trainieren. Zwar hätte der Potsdamer auch nach Berlin pendeln können, doch wegen der kurzen Fahrtwege bleibt ihm nun mehr Zeit für Training und Uni. „Ich habe mir den Studi-

engang auch deswegen ausgesucht, weil für mich feststand, dass ich später nichts mehr mit Sport machen möchte“, erzählt der 21-Jährige. „Im Studium ist eine duale Karriere leichter zu verwirklichen als im Beruf. Dann hören viele Judo-ka auf.“ Doch bis dahin hat Witassek noch viel vor. Im Moment kämpft er in der U23, anschließend folgt der Männerbereich. „Da wird's interessant. Mein Ziel ist es, bei großen internationalen Turnieren der Männer Medaillen zu holen.“

Schon im zarten Alter von fünf Jahren begann Witassek mit dem Sport – auf Rat seiner Eltern: „Ich war wohl ein sehr aktives Kind und da haben meine Eltern entschieden, dass ich Sport machen müsse.“ Die Mutter war gegen Boxen, da brachte der Vater Judo ins Spiel. Und Witassek blieb dabei. „Der Erfolg hat mich gefesselt“, sagt er. Schon mit sieben, acht Jahren nahm er an Kinderwettbewerben teil und siegte. „Das hat mich motiviert.“

Das Geheimnis seines Erfolgs? Witassek glaubt, es seien Talent – und sehr viel Fleiß. „Mein Trainingsplan ist sehr umfangreich.“ Und er hält sich an ihn, selbst wenn das Studium deswegen manchmal kürzer kommt, als ihm lieb ist. Außerdem achtet der Leistungssportler darauf, sich nicht zu verletzen. Unfälle vor großen Turnieren kommen schließlich allzu oft dem Traum von der Medaille in die Quere. Am stolzesten ist der Student auf seinen Titel bei den Juniorenweltmeisterschaften 2021. Anfang des Jahres hatte er sich noch verletzt und kurz vorher die Gewichtsklasse gewechselt. Und dann in Italien die Bronzemedaille geholt.

”

Mein Ziel ist es, bei großen internationalen Turnieren der Männer Medaillen zu holen.

Fotos: © Kevin Ryl (2)



**YVO WITASEK (L.) IM ZWEIKAMPF
IN DER MBS-ARENA**

UNI MACHT SCHULE

In der Ferne so nah

Lehramtsstudentin Pia Charlotte Erben absolviert ihr Schulpraktikum in Ägypten



ANTJE HORN-CONRAD

Zukunftskompetenzen“ – ein gewichtiges Wort. Mit Programm! Das Zentrum für Lehrerbildung und Bildungsforschung (ZeLB) hat es 2023 zu seinem Jahresthema erkoren.

Dahinter steht die Selbstverpflichtung, angehende Lehrkräfte auf die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts in einer immer komplexer werdenden Welt vorzubereiten. Neue Lernräume – reale wie virtuelle, universitäre wie schulische – sollen den Studierenden helfen, eben jene Fähigkeiten zu erwerben, die sie in einer von Diversität und Digitalisierung, sozialer Ungleichheit und kultureller Vielfalt geprägten Bildungslandschaft bestehen lassen. Vor dem Hintergrund zunehmender Migration und Mehrsprachigkeit scheint es da mehr als sinnvoll, diese Lernräume auch ins Ausland zu öffnen und die Studierenden international Erfahrung sammeln zu lassen. Das ZeLB hat dafür ein weltweites Netzwerk aufgebaut, dem inzwischen 14 Partnerschulen angehören.

Eine davon steht in Ägypten. Die Rahn-Schulen in Kairo sind eine deutsche Einrichtung in privater Trägerschaft, die von der Primarstufe bis zum internationalen Abitur führt. Dass die Kinder und Jugendlichen dort nach dem brandenburgischen Rahmenlehrplan unterrichtet werden, erleichtert die Zusammenarbeit. Pia Charlotte Erben macht die Probe aufs Exempel und absolviert derzeit als erste Potsdamer Lehramtsstudentin ihr Praxissemester in Kairo. Ganz ins Ungevisse reiste sie nicht. Im vergangenen Sommer hatte sie als wissenschaftliche Hilfskraft eine Projektwoche am Potsdamer Leibniz-Gymnasium mitorganisiert und dabei die digital beteiligte Partnerschule in Ägypten kennengelernt. In der virtuellen Begegnung schien es plötzlich gar nicht

mehr so abwegig, selbst dort zu unterrichten. Als sie später bei einer Tagung der Kooperationschulen den Leiter der Schule sprechen konnte, reifte ihr Entschluss. Ein halbes Jahr lang paukte sie Arabisch, belegte ein Seminar für die Vermittlung von Deutsch als Fremdsprache und versuchte sich mental auf die andere Kultur einzustellen, der sie zuvor nie begegnet war. Auch wenn an der Kairoer Schule ein Drittel des Kollegiums aus Deutschland stammt und sie mit Dozierenden in der Heimat online in Kontakt bleiben wird, sieht sie den Aufenthalt in der Fremde doch als große Herausforderung. „Es ist ja auch meine erste lange Zeit in einer Schule, das erste Mal, dass ich Teil eines Kollegiums bin. Aber ich bin gespannt und freue mich auf mein persönliches Wachstum“, sagte Pia Erben vor ihrer Abreise und ließ keinen Zweifel, dass sie das viermonatige Praktikum bis zum Sommer durchziehen wird. Inzwischen ist sie in Kairo gelandet, hat ihre Wohnung bezogen und ihre ersten Stunden unterrichtet: Deutsch und Englisch in der Sekundarstufe II.

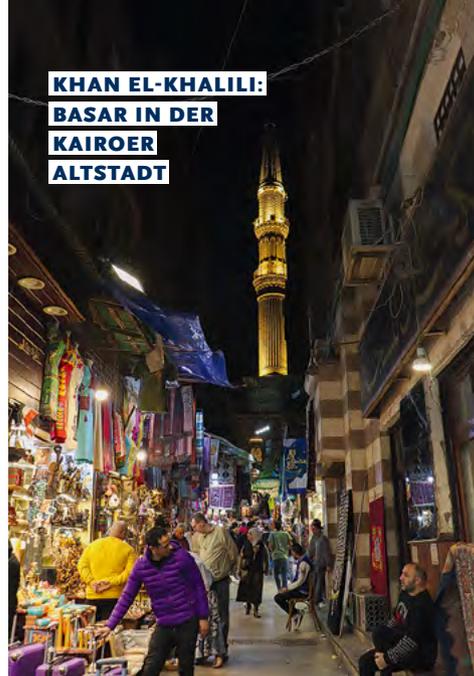
Foto: © Elisabeth Luy



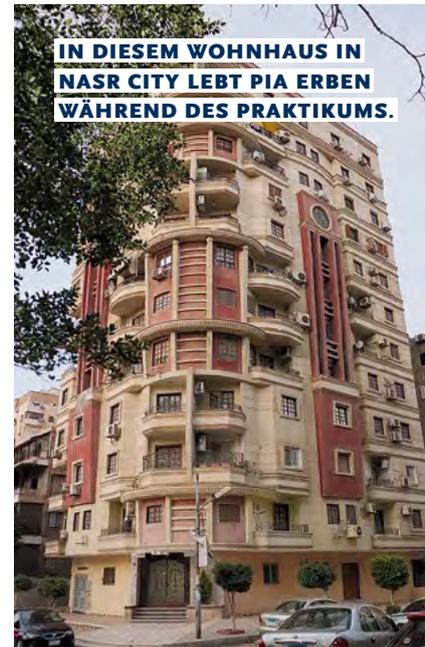
Und Pia, wie läuft es?

„Das Ankommen im Land und in der Stadt war leichter als erwartet. Da ich in einer nicht-touristischen Gegend wohne, habe ich ein ganz authentisches Stadtgefühl. Manchmal werde ich, vielleicht auf Grund meines anderen Aussehens, neugierig angeschaut. Doch die Menschen sind offen und helfen sofort, wenn ich nach dem Weg frage. Meine ersten Wochen in der Schule waren sehr angenehm. Ich bin herzlich ins Kollegium aufgenommen worden und wir sind schnell miteinander ins Gespräch gekommen. Die anderen Lehrkräfte sind, auch spontan, dazu bereit zu hospitieren und nehmen sich danach Zeit, mit mir über die Stunde zu sprechen. Auch die Schülerinnen und Schüler kommen freundlich auf mich zu und fragen, wer ich bin und was ich mache. Die meisten kennen mich inzwischen, weil es in den Stufen sieben bis zwölf nur jeweils eine Klasse mit maximal 20 Kindern gibt. Da sind alle sehr vertraut miteinander. Die Schule ist technisch gut ausgestattet und hat einen beeindruckenden Musikbereich, was an ihrem musischen Profil liegt. Eine weitere Besonderheit ist, dass hier das International Baccalaureate erworben werden kann, anstelle des Abiturs.“

Für den Schulweg gibt es Busse, die die Mädchen und Jungen von der Haustür bis zur Schule und wieder zurückbringen. Auch ich als Praktikantin darf sie nutzen, was den Alltag einfacher macht. So habe ich am Abend und an den Wochenenden Zeit, Kairo zu erkunden. Wegen der Größe der Stadt nutze ich meist Uber. In den einfachen Gesprächen mit dem Fahrer kann ich sogar meine wenigen Arabischkenntnisse anwenden. Ich finde mich inzwischen ganz gut zurecht, da mir Bekannte aus der Schule einzelne Stadtteile gezeigt haben. Super für gemeinsame Ausflüge ist, dass wir im Praktikum an der Schu-



**KHAN EL-KHALILI:
BASAR IN DER
KAIROER
ALTSTADT**



**IN DIESEM WOHNHAUS IN
NASR CITY LEBT PIA ERBEN
WÄHREND DES PRAKTIKUMS.**

le momentan zu viert sind. Aber auch allein sind Erkundungen recht leicht, abgesehen vom aufregenden Straßenverkehr. Beim Einkaufen laufen manchmal Angestellte mit einer Plastiktüte neben einem her, sodass man die Sachen direkt einpacken kann. Manches ist eben neu und ungewohnt, am meisten jedoch die Sprache. Außerhalb des Unterrichts wird auch an der Schule Arabisch gesprochen, da fällt es schwer, Privatgesprächen zu folgen. Ich komme aber trotzdem gut klar, weil alle Fächer außer Religion und Arabisch auf Englisch oder Deutsch gehalten werden. Ich freue mich also sehr auf die kommende Zeit und die vielen neuen Erfahrungen!“



PIA ERBEN



**PIA ERBEN GIBT
ENGLISCHUNTERRICHT
IN DER 10. KLASSE.**



Wer weiterverfolgen möchte, was Pia an der Schule und im Land erlebt, kann ihrem Blog folgen unter:

 <https://briefeauskairo.blogspot.com>

NEU ERNANNT

Spezialgebiet: Forschungssoftware

Anna-Lena Lamprecht ist neu berufene Professorin am Institut für Informatik und Computational Science



MATTHIAS
ZIMMERMANN

Mikrobiologie, Geowissenschaften, Physik – Anna-Lena Lamprecht findet sich in vielen Disziplinen wieder. Selbst dann, wenn sie von den Forschungsfragen im Detail oft nichts versteht. Jedenfalls nicht so viel wie die Forschenden, mit denen sie dabei zusammenarbeitet. Muss sie auch gar nicht. Denn Anna-Lena Lamprecht ist Informatikerin, ihr Spezialgebiet ist Forschungssoftware. Vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern werde mehr und mehr bewusst, dass diese ein eigenes, essentielles Gebiet ihrer Arbeit ist und nicht nur Beiwerk. „Ohne Software, um mit ihnen zu arbeiten, sind die besten Daten nichts wert!“, sagt die Professorin für Software Engineering.

Forschungssoftware erfüllt in den unterschiedlichsten Disziplinen hochspezialisierte Aufgaben: Gigantische Datenmengen von Seismometern auszuwerten, funktioniert ganz anders als die Analyse von uralter Tier-DNA. Gleichzeitig stünden die Programme durchaus immer wieder vor vergleichbaren technischen Problemen, setzen auf ähnliche Lösungen, ja enthielten sogar teilweise dieselben Komponenten. „Es ist typisch für Forschungssoftwares, dass viele Teile, die gebraucht werden, bereits existieren und quasi nur ‚zusammengestöpselt‘ werden müssen.“

Zu erkennen, welche Teile passen und wie sie verbunden werden können, ist eine Expertise von Anna-Lena Lamprecht. Und dass man diese in verschiedenen Disziplinen einbringen kann, hat

Foto: © Thomas Reese



Zum Text in
voller Länge

sie schon während des Studiums erfahren. Nach einem Bachelor in Angewandter Informatik studierte sie im Master den Schwerpunkt Bioinformatik. „Wenn man auf die Softwareebene kommt und über die technischen Fragen spricht, findet man mit anderen Forschenden schnell Gemeinsamkeiten – und kommt ganz gut in ein produktives Gespräch“, sagt sie. „Ich betreue aktuell eine Doktorandin aus den Geowissenschaften. Was ihre Software fachlich macht, verstehe ich nicht. Aber was sie technisch umtreibt, schon.“

Dass sie als Informatikerin zwischen den sprichwörtlichen Stühlen sitzt, stört sie nicht. Im Gegenteil. „Ich habe mich schon immer für sehr viele Themen interessiert und konnte mich nur schwer entscheiden“, so die Forscherin. „Ich habe sogar erwogen, Geschichte zu studieren, wollte aber keine Lehrerin werden“, sagt sie und lacht. „Außerdem erschienen mir als ‚Mittelstandskind‘ die Berufsaussichten für eine Historikerin zu unsicher.“ Am Ende überwog deshalb das Interesse für das damals noch recht junge Fach der Angewandten Informatik. Anna-Lena Lamprecht ging zum Studium nach Göttingen – als Erste in ihrer Familie auf eine Universität, dafür mit viel Rückenwind von ihren Eltern. „Meine Familie war immer stolz auf mich und hat mich voll unterstützt. Ich hatte im Studium auch nie das Gefühl, nicht dazuzugehören, obwohl es dort nur wenige ohne akademischen Background gab.“

Ursprünglich wollte sie nach dem Studium in der Praxis durchstarten. Doch ihre Neugier überwog und sie blieb in der Forschung, schrieb ihre Doktorarbeit über die automatisierte Konstruktion von Datenanalyse-Pipelines in der Bioinformatik. Als Postdoc ging Lamprecht einige Jahre ins Ausland – erst an ein Institut im irischen Limerick und dann als Assistenzprofessorin an die niederländische Universität Utrecht. Eine Zeit, die sie nicht missen möchte. „Die Niederlande sind ein kleines Land, in der Forschungscommunity kennt man schnell jeden – das macht das Netzwerken einfach“, erklärt sie. „Außerdem sind Open Science und Forschungssoftware dort schon länger Thema als hierzulande. Das hat mir natürlich sehr geholfen.“

Ende 2022 kam sie nach Potsdam. Zurück übrigens, denn am Institut für Informatik und Computational Science war sie von 2012 bis 2015 als Postdoc. „Ich habe zu dieser Zeit Studierende aus der Bio- und Geoinformatik mit unseren Informatik-Studierenden in einem Projektkurs zusammengeführt: Die einen brachten die fachlichen Fragen mit, die anderen die Expertise aus



der Informatik. Und sie haben voneinander viel gelernt: über die Probleme und wie sie sich technisch lösen lassen.“ An diese interdisziplinäre Zusammenarbeit will Lamprecht jetzt anknüpfen – und damit einen Fokus etablieren, der trotz des starken Software Engineerings am Hasso-Plattner-Institut in Potsdam bislang fehlt. Forschungssoftware zu entwickeln sei letztlich doch etwas anderes als für eine Alltagsanwendung oder für ein Produkt, erklärt sie. „Essenziell für jede Software ist, sie zu testen und zu verifizieren. Bei einer einfachen Software kann man zum Testen schon kennt, und auf diese Weise gut überprüfen, ob sie richtig funktioniert. In der Wissenschaft geht das oft nicht.“

Forschungssoftware sei aber noch aus einem anderen Grund besonders – und eine Herzensangelegenheit: „Sie ist Teil der Methode und sollte dementsprechend mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft geteilt werden“, erklärt die Informatikerin. „Damit möglichst viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, auch anderer Fachrichtungen, sie nutzen können, muss sie aber andere Anforderungen erfüllen als etwa eine kommerzielle Software: Der Quellcode muss verständlich, einfach veränderbar und anschlussfähig sein.“ Anna-Lena Lamprecht ist sich bewusst, dass dies herausfordernd ist – und mit jedem neuen Anwendungsfall neue Fragen, Probleme und Aufgaben entstehen. Doch sie freut sich darauf und hofft, mit möglichst vielen Forschenden aus den Naturwissenschaften auf dem Campus Golm, aber auch darüber hinaus, ins Gespräch zu kommen: „Das ist der Geist von Open Science!“



Ohne Software, um mit ihnen zu arbeiten, sind die besten Daten nichts wert!

Informationen über weitere neu berufene Professor*innen an der Universität Potsdam:



www.uni-potsdam.de/de/up-entdecken/upaktuell/personalia/neu-ernannt

FOTOGESCHICHTE

AUS DEM ALL UND DER LUFT, MIT LASER UND NEUTRONEN

Moderne Sensortechnologien helfen dabei, die Welt immer besser zu verstehen



DROHNENFLUG



PUNKTWOLKENAUFNAHME DES CAMPUS GOLM

LIDAR, RADAR UND OPTISCHE KAMERAS Prof. Dr. Bodo Bookhagen, Professor für Geologische Fernerkundung

„Beide Geräte – Lidar und Radar – sind noch relativ schwer und werden deshalb bislang kaum auf Drohnen eingesetzt. Für Drohnenaufnahmen verwenden wir optische Kameras, die im blauen, grünen, roten und auch nah-infraroten Spektrum arbeiten. Mit den stark überlappenden Aufnahmen können wir 3D-Modelle der Erdoberfläche erstellen.“ (oben)

„Sowohl Lidardaten als auch optische Drohnenaufnahmen ermöglichen es uns, sogenannte Punktwolken, also 3D-Darstellungen der Erdoberfläche, anzufertigen. Mit deren Hilfe detektieren wir zum Beispiel Vegetation und Biomasse, dokumentieren Erdbeben oder erfassen Veränderungen insbesondere nach Fluten. Wir verwenden diese zentimetergenauen Höhenmodelle etwa auch zur Kartierung von tektonischen Zerreiß- oder Bruchstellen im Gestein.“ (unten)



MATTHIAS ZIMMERMANN

Archimedes kam auf das Gesetz des hydrostatischen Auftriebs, weil er selbst seine Badewanne zum Überlaufen brachte, Isaac Newton soll das allgemeine Gravitationsgesetz nur mithilfe eines Apfels entdeckt haben, und Galileo Galilei sah dank eines einfachen Fernrohrs, dass die Milchstraße aus unzähligen Sternen besteht. Doch die Zeiten, in denen Wissenschaft mit einfachen technischen Hilfsmitteln auskam, sind Vergangenheit. Inzwischen vermessen Forschende die Erde und was sie bewegt, mit allem, was der technologische Fortschritt hergibt. Eine fotografische Feldstudie bei den Geo- und Umweltwissenschaften.

SEISMOMETER UND ROTATIONSENSOREN Prof. Dr. Eva Eibl, Juniorprofessorin für Allgemeine Geophysik

„Seismometer sind sehr empfindliche Instrumente und können auch Bodenbewegungen von der Dicke eines menschlichen Haares problemlos aufzeichnen. Wir messen damit die Bodenbewegung und mit Sensoren die Rotation des Bodens. Wir ‚hören‘ mit beiden Instrumententypen Prozesse im Untergrund, die Erdbeben oder auch länger andauernde Signale wie Tremor erzeugen.“ (oben)

„Wir analysieren aktuell seismologische Signale, die von Flutwellen in Island erzeugt werden, um zu verstehen, wie sie sich bewegen und welche physikalischen Prozesse sie begleiten. Fluten, die sich unter dem Eis bewegen, erzeugen schwache seismische Signale. Um diese besser zu ‚sehen‘, installieren wir mehrere Seismometer in Abständen von 300 bis 1.000 Metern als sogenannter Array.“ (unten)



INSTALLIERTES SEISMOMETER

GEBIRGE WESTLICH VON SKEIDARARSANDUR (ISLAND)



SATELLITEN- UND DROHNEAUFNAHMEN

Prof. Dr. Oliver Korup, Professor für Naturgefahren

„Satelliten- und Drohnenaufnahmen sind mittlerweile unentbehrlich, um einzelne Hangrutschungen genau zu kartieren oder viele Tausend flächenhaft zu erfassen. Satellitenaufnahmen verwenden wir auch häufig, um zu identifizieren, welche Gebiete mit Vegetation bedeckt oder von Menschen genutzt werden.“ (oben)

„Um herauszufinden, ob Hangrutschungen infolge des rapiden Klimawandels generell häufiger auftreten oder größere Flächen betreffen, greifen wir verstärkt auf Temperatur- und Niederschlagsdaten zurück. Oft geben uns räumliche und zeitliche Muster von dokumentierten Hangrutschungen Hinweise auf deren Auslöser oder Ursachen. Ein Teil unserer Forschung ist es also, diese Muster so gut zu verstehen, dass wir in der Lage sind, belastbare Vorhersagen zu machen, wann und wo Hänge künftig instabil werden.“ (unten)



WARTUNGSARBEITEN AN DER CRNS-SONDE



FLUG ÜBER MESSFELD MIT CRNS-SONDEN



DROHNE

COSMIC-RAY NEUTRON SENSING, KURZ CRNS, UND LOKALE BEGLEITMESSUNGEN

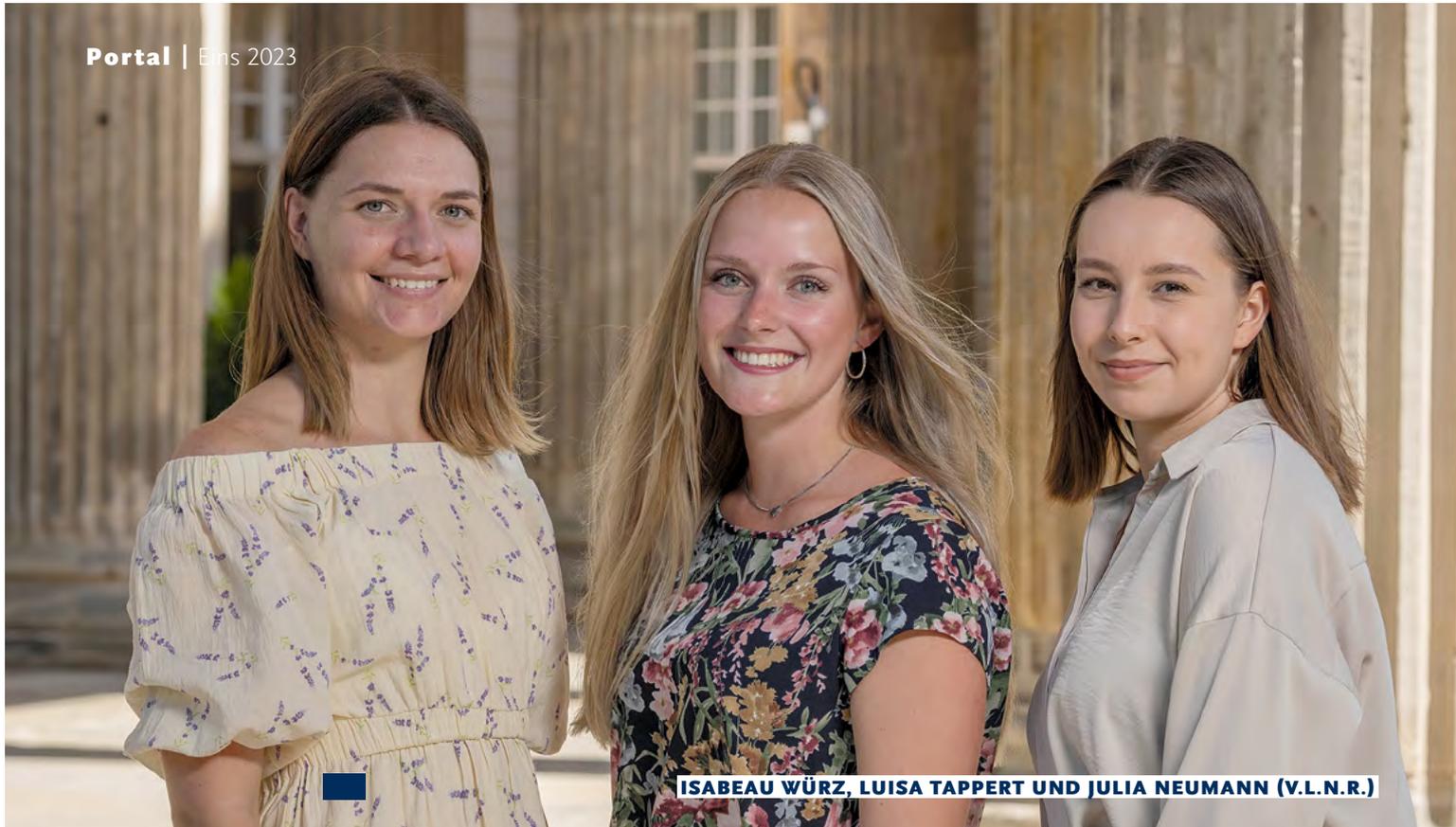
Prof. Dr. Sascha Oswald, Professor für Wasser- und Stofftransport in Landschaften

„Hochenergetische Teilchen aus dem Weltall durchdringen laufend das Magnetfeld der Erde und erzeugen letztlich einen natürlichen Hintergrund an Neutronen an der Landoberfläche. Da diese ungeladen sind, durchdringen sie den Boden vergleichsweise problemlos. Doch Wasser hält sie sehr gut zurück. Im Grunde zählen wir mithilfe der CRNS-Sonden lediglich, wie viele Neutronen jeweils fehlen, weil das Wasser im Boden sie daran gehindert hat, wieder zurück in die Atmosphäre zu kommen.“ (oben)

„Jede Sonde misst die Änderung der Wassermenge, die sich in ihrer weiteren Umgebung befindet. Und zwar in einem kreisförmigen Bereich von 300 bis 400 Metern Durchmesser und bis in eine Tiefe von fast einem halben Meter, zumindest bei großer Trockenheit. Außerdem lässt sich mit solch einer Messung der mittlere Gehalt an Wasser im Boden quantitativ bestimmen – etwas, wofür man sonst eine Vielzahl von einzelnen Messungen vor Ort bräuchte.“ (unten)



HANGRUTSCHUNG



ISABEAU WÜRZ, LUISA TAPPERT UND JULIA NEUMANN (V.L.N.R.)

ENGAGIERT

„Mit uns geht was!“

Julia Neumann engagiert sich in der Jugend- und Auszubildendenvertretung



SARAH-MADELEINE AUST

Wer an eine Universität denkt, hat automatisch das Studium im Kopf. Doch dass man dort nicht nur studieren, sondern auch Ausbildungen absolvieren kann, scheint viele zu überraschen. Julia Neumann lernt an der Universität Potsdam seit August 2021 den Beruf der Kaufrau für Büromanagement. Und sie setzt sich als Jugendauszubildendenvertreterin unter anderem dafür ein, dass junge Menschen von den Möglichkeiten an der Universität erfahren und sich hier gut aufgehoben fühlen.

„Wir setzen vor allem auf Social Media, um in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, dass es hier tolle Ausbildungsberufe gibt“, sagt die 23-Jährige. Mit „wir“ meint sie ihre beiden Mitstreiterinnen Luisa Tappert und Isabeau Würz. In der

Berufsschule wurden die drei auf die Jugend- und Auszubildendenvertretung (JAV) aufmerksam, die auch eng mit dem Personalrat zusammenarbeitet. So erfuhr Julia Neumann, dass sie sich auf diesem Wege für die Anliegen der jungen Beschäftigten einsetzen könnte. „Damals dachte ich: Das ist die Chance, etwas zu verändern, und die Stimme, die ich habe, auch zu nutzen“, erzählt sie und erinnert sich daran, wie sie zu dritt beschlossen, als Team zu kandidieren. Dafür sammelten sie Unterschriften von 25 anderen Auszubildenden. „Das hat zum Glück geklappt und dann wurde per Briefwahl für uns abgestimmt. Um für uns zu werben, haben wir den Slogan ‚Mit uns geht was!‘ entwickelt.“

Und das stimmte: Nach der Wahl kamen viele Aufgaben auf Julia Neumann zu. Im Team organisiert sie etwa zwei Treffen im Jahr, zu denen alle

Auszubildenden eingeladen sind. Ansonsten ist sie mit vielen vor allem via E-Mail im Austausch. Außerdem unterstützt sie bei Bewerbungsverfahren oder ist bei Personalratssitzungen dabei. Wichtig sind auch die jährlichen Arbeitsplatzbegehungen, bei denen Ausstattung und Arbeitsumgebung der Auszubildenden genau unter die Lupe genommen werden. „Wenn uns hier mal etwas auffällt, beispielsweise, wenn bei Azubis, die noch nicht volljährig sind, strengere Ruhezeiten bei Abendveranstaltungen eingehalten werden müssen, sind alle sehr offen und haben Ideen, wie damit umgegangen werden kann. Konkret sprechen wir dann mit der Ausbildungsleitung und dem Personalrat, von dem wir viel Unterstützung bekommen.“

Rückendeckung gibt es auch von Sylvia Prietz, die Julia Neumann im Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit betreut. Bereits seit 2016 begleitet sie als IHK-geprüfte Ausbilderin all jene, die hier ihre Wahlqualifikation absolvieren. Im Referat lernen sie neben der Pressearbeit vor allem das Handwerkzeug für gutes Veranstaltungsmanagement: Angebote einzuholen und Dienstleister zu beauftragen gehört ebenso dazu wie die Kommunikation mit allen Stakeholdern. „Was es bedeutet, eine professionelle Veranstaltung zu organisieren, lernen die meisten erst hier“, betont Sylvia Prietz. „Es geht vor allem auch darum, zielgerichtet miteinander zu reden: nicht nur E-Mails zu schreiben, sondern auch mal zum Hörer zu greifen.“ Dabei steht sie den Auszubildenden stets zur Seite. So finden regelmäßig Lehrgespräche statt, die immer dem Wissensstand, der aktuellen Situation und der Persönlichkeit des Auszubildenden angepasst sind. „Mir ist es sehr wichtig, dass sich alle hier wohlfühlen und ihre Interessen und Stärken für das ganze Referat zum Einsatz bringen können. Wenn wir beispielsweise merken, dass

sich jemand für bestimmte Themen begeistert, fördern wir das. So arbeitet Julia eng mit unserer Online-Redakteurin zusammen und unterstützt bei der Gestaltung von Social-Media-Kampagnen“, erklärt Prietz, die ihre Aufgabe als Ausbilderin mit Herzblut lebt. „Mir macht es unglaublich viel Spaß, immer wieder herauszufinden, was in einer Person steckt: welche Ziele sie antreibt und welche Stärken zum Vorschein kommen. Manch eine hat schon eine Ausbildung hinter sich, andere kommen direkt von der Schule zu uns. Egal, welche Erfahrungen da sind: Mein größtes Ziel ist stets, dass alle ihre Prüfung in der Wahlqualifikation bestehen und von uns alles mitbekommen, was es dafür braucht!“

Darüber hinaus schätzt Sylvia Prietz, wenn sich Auszubildende wie Julia Neumann in der JAV organisieren und untereinander gut vernetzt sind: „Das ist in meinen Augen deshalb so wichtig, weil die JAV-Mitglieder die Sorgen und Nöte von Auszubildenden besser als jeder andere kennen und verstehen. Natürlich werden sie bei ihrer Arbeit vom Personalrat unterstützt, der ihnen mit seinem Wissen zur Seite steht und ihnen hilft, die nötigen Maßnahmen zu ergreifen.“ Dabei sieht Prietz auch die Herausforderung, als JAV-Mitglied das zeitlich intensive Engagement und die Ausbildung unter einen Hut zu bekommen. „Aber alle, die ich kennengelernt habe, machen das toll. Und wenn sich eine neue JAV zusammensetzt, entsteht auch immer wieder etwas Neues, und genauso soll es sein“, fasst Prietz zusammen.

Julia Neumann sieht es ähnlich. Ihre Amtszeit endet nach zwei Jahren. Damit kann sie gut leben – und würde sich auch nicht noch einmal zur Wahl stellen. Denn so wichtig es ihr war, dass „was geht“, so wichtig ist es ihr auch, dass es immer wieder neue Impulse gibt: „Aus meiner Sicht müssen regelmäßig neue Leute kommen, mit neuer Energie. Nur so geht es voran!“



JULIA NEUMANN



SYLVIA PRIETZ



Wir setzen vor allem auf Social Media, um in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, dass es hier tolle Ausbildungsberufe gibt.



**DER PORTAL-
FRAGEBOGEN**

Es antwortet:

Judith Klinger



Die Wissenschaftlerin

PD Dr. Judith Klinger studierte Germanistik und Anglistik an der Universität Hamburg sowie Dokumentarfilm und Fernsehpublizistik an der Hochschule für Fernsehen und Film in München. Sie habilitierte sich an der Universität Potsdam, wo sie seit 1995 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Germanistische Mediävistik ist. Seit 2004 ist sie dezentrale Gleichstellungsbeauftragte der Philosophischen Fakultät.

EINS

Was fesselt Sie an der Literatur des Mittelalters?

Die Auseinandersetzung mit den vielfältigen Formen der Fremdheit. Die immense Herausforderung, Konzepte, Stoffe, Erzählweisen im Horizont vormoderner Denkmuster zu begreifen und den Besonderheiten mittelalterlichen Denkens und Schreibens auf die Spur zu kommen, ist für mich Ausgangspunkt immer neuer Fragen.

ZWEI

Von Body und Gender Studies bis hin zu Identitätsfragen – Ihre Forschungsthemen sind hochaktuell. Wie lassen sie sich auf die Vergangenheit übertragen?

Die Fragestellungen entspringen zwar gegenwärtigen Debatten und Diskursen, aber Identität, Geschlecht und Körperlichkeit sind auch in vormodernen Kulturen präsent. Ich hoffe, damit Blicke auf die Konstruiertheit geschlechtlicher Identitäten, auf ihre Brüche und Veränderbarkeit zu eröffnen, die für die Gegenwart interessant sind: weil sie eine kritische Reflexion der eigenen Annahmen fordern, aber auch alternative Denkmöglichkeiten freisetzen können.

DREI

Begegnen uns queere Identitäten in mittelalterlichen Texten?

Ja, in großer Vielfalt, gerade in der Literatur. Das beginnt schon damit, dass gleich- und zwischengeschlechtliche Begehrensformen anders gelebt werden als in der Gegenwart und Identität als etwas gedacht wird, das sich durch Handlungen herstellt. Spannende Beispiele finden sich auch, wenn Geschlechtsidentitäten überschritten werden: so etwa die große Faszination für kämpfende Frauen, deren Lebensführung sich normativen Vorgaben entzieht.

VIER

Welche Rolle spielt das Mittelalter in der Popkultur?

Es fungiert als Resonanzboden für heutige Wünsche und Ängste. „Mittelalterliches“ dient politisch oft als Sammelbecken für all das, womit „wir“ uns nicht identifizieren wollen. In der Popkultur liefert das „Mittelalter“ dagegen häufig Bausteine für Wunschwelten und alternative Lebensentwürfe.

FÜNF

Was können wir von jahrhundertalter Dichtung lernen?

Mehr als ich hier in aller Kürze zum Ausdruck bringen kann! Beginnen würde ich mit der Vielfalt der Imaginationsräume und der enormen Differenziertheit des Nachdenkens über komplexe Fragen.

SECHS

Sie haben auch Dokumentarfilm und Fernsehpublizistik studiert. Warum sind Sie nicht beim Film gelandet, sondern Mediävistin geworden?

Ich habe beides mit Begeisterung betrieben, aber den Ausschlag gaben letztlich die größeren Herausforderungen und geistigen Spielräume der mediävistischen Forschung.

SIEBEN

Was treibt Sie als Gleichstellungsbeauftragte an?

Der Wunsch, an der Gestaltung eines diskriminierungsfreien, gerechten und vielfältigen Arbeits- und Lebensumfelds mitzuwirken, in Konflikt- und Krisensituationen zu helfen und Benachteiligte zu unterstützen.

ACHT

Was würden Sie jungen Wissenschaftlerinnen mit auf den Weg geben?

Mit Vertrauen auf die eigenen Stärken keinem Wagnis aus dem Weg zu gehen, offen zu bleiben für die persönliche Weiterentwicklung und sich durch nichts die Begeisterung für ein Fach nehmen zu lassen.

NEUN

Wenn Sie den Wissenschaftsbetrieb ändern könnten, würden Sie ...

Erstens dafür sorgen, dass universitäre Arbeit durchgängig fair und transparent bezahlt wird (insbesondere denke ich an die Lehrbeauftragten). Zweitens würde ich akademische Berufswege so umgestalten, dass junge Wissenschaftler*innen innovativ arbeiten und planbare Karrieren verfolgen können, ohne in prekäre Situationen zu geraten.

ZEHN

Wenn Sie etwas erforschen könnten, egal, was dafür nötig ist, was wäre das?

Mich beschäftigen seit Langem die frühmittelalterlichen Prozesse der Verdrängung, Absorption und Transformation vor- und außerchristlicher Erzählstoffe und Mythologien, die in alt- und mittelhochdeutschen, atlantischen, altnordischen oder irokeltischen Literaturen greifbar werden. Für dieses Forschungsgebiet würde ich ein interdisziplinäres Netzwerk ins Leben rufen – auch, um damit die außerhalb Irlands und Großbritanniens nur noch vereinzelt universitär vertretene Keltologie wiederzubeleben.

ELF

Was würden Sie gern können?

Alt-Irisch (ich arbeite daran).

ZWÖLF

Womit können Sie schlecht umgehen?

Ego-Zentriertheit, Opportunismus und Denkfaulheit.

DREIZEHN

Worüber haben Sie sich zuletzt gefreut?

Über die Wiederansiedlung des Waldrapp im Alpenraum.

VIERZEHN

Berge oder Meer?

Sanfte Hügel, Wälder und Bachläufe.

WISSEN KURIOS

DER
MUSIKWISSENSCHAFTLER
DR. PASCAL RUDOLPH
ANTWORTET AUF DIE
FRAGE:

WAS IST PRÄEXISTENTE MUSIK IM FILM?

Wahrscheinlich saßen Sie schon mal im Kino und hörten Musik, die Sie bereits kannten. Vielleicht hat sie Erinnerungen wachgerufen? Ein Song wie Nirvanas „Smells Like Teen Spirit“ kann uns beispielsweise an unsere jungen Jahre erinnern und lässt uns sofort mit der rebellischen Protagonistin des Films mitfühlen. Möglicherweise hat die Musik auch Erwartungen erzeugt? Sofern wir sie gut kennen, irritiert es uns vielleicht, wenn sie im Film anders klingt, weil etwa Takte fehlen oder eine andere Person singt. Oder vielleicht waren die Filmbilder so einprägsam, dass dieses Kinoerlebnis vergangene Erinnerungen „überschrieben“ hat? Als ich in meinen Seminaren Richard Wagners „Walkürenritt“ abspielte und die Studierenden fragte, woher sie diese Musik kannten, wurde vor allem Francis Ford Coppolas Film *Apocalypse Now* genannt, in dem diese Musik prominent erklingt. Die Verwendung von sogenannter präexistenter Musik im Film kann also nicht nur Bedeutungspotenziale abrufen, sondern auch neue generieren, die dann sogar vergangene überschatten können.

In meinem kürzlich veröffentlichten Buch „Präexistente Musik im Film: Klangwelten im Kino des Lars von Trier“ habe ich mich mit diesen Fragen am Beispiel eines der einflussreichsten und umstrittensten

Regisseure der Gegenwart beschäftigt. So seltsam das Kino des dänischen Filmemachers Lars von Trier anmuten mag, es bietet vielfältige Möglichkeiten, über dieses Musikphänomen nachzudenken: vom Weltuntergang mit Richard Wagners *Tristan und Isolde* über die Gesangsperformance einer zum Tode verurteilten Björk am Galgen bis hin zu Johann Sebastian Bachs Orgelmusik als Erklärungsmodell für Hypersexualität. Einerseits besitzt diese präexistente Musik ein ausgeprägtes Eigenleben, andererseits entsteht aus der filmischen Aneignung etwas Neues. Auf Grundlage von unveröffentlichtem Produktionsmaterial und Insider-Interviews zeige ich dort, dass Filmschaffende in kollaborativen Arbeitsprozessen präexistente Musik sowohl durch eine filmische Rekontextualisierung der Musik als auch durch eine musikalische Bearbeitung für den Film adaptieren. Präexistente Musik im Film kann demnach als eine interpretative und kreative Umsetzung eines erkennbaren anderen Texts verstanden werden. Dabei lässt sich Umsetzung sowohl im buchstäblichen Sinne von „etwas an einen anderen Platz bringen“ (neuer filmischer Kontext) verstehen als auch im übertragenen Sinne einer „Ausführung und Umwandlung in eine andere Form“ (musikalische Bearbeitung).

CAMPUS

Vom Glück der Unplanbarkeit

Linda Seutter von Lötzen schreibt Romane, modelt und studiert Politik und Wirtschaft



SARAH-MADELEINE AUST

Ich liebe es, durch den Regen zu laufen. Er bringt so viel Frische mit sich.“ Linda Seutter von Lötzen lächelt, als sie sich nach einem Regenschauer am Campus Neues Palais ein Glas Wasser einschenkt und durch ein Fenster nach draußen blickt. Sie hat an diesem Tag schon eine längere Reise hinter sich – wie so oft in ihrem bewegten Leben. Seit 2016 ist sie beruflich als Model in der ganzen Welt unterwegs, hat in Städten wie Istanbul gelebt und für verschiedene Marken gearbeitet, bis die Corona-Pandemie vor drei Jahren auch

die Modewelt auf den Kopf stellte. „Die Pandemie hat meinen Blick auf die Zukunft verändert. Und auch in der Modeindustrie war die Unsicherheit groß“, erklärt Linda Seutter von Lötzen. „Diese Ungewissheit war neu, doch durch sie habe ich gelernt, dass man trotzdem nicht die Hoffnung aufgeben soll. Es gibt immer neue, auch positive Wendungen, die man nicht erwartet. So bekam ich viele neue Aufträge für Onlineshops.“

Im Gespräch mit Linda Seutter von Lötzen wird schnell klar, dass sie ihre Pläne und Ideen stringent verfolgt – wohl wissend, dass vieles in



Foto: © Sandra Scholz



diesen Zeiten nur schwer planbar ist. So ist das Bachelorstudium Politik und Wirtschaft an der Universität Potsdam eine der wenigen Konstanten in ihrem Leben, für die sie sich ganz bewusst entschieden hat. „Mich interessiert sehr, wie Politik und Wirtschaft ineinandergreifen. Und die Uni Potsdam war die einzige mit dieser Kombination als Ein-Fach-Bachelor. Gesellschaften zu analysieren gibt einem auch sehr viel für das Schreiben mit.“

Das Schreiben ist für Linda Seutter von Lötzen eine weitere, wenn auch weniger planbare Konstante in ihrem Leben. Und eine Leidenschaft, der sie beruflich erfolgreich nachgeht: So hat sie unter dem Künstlernamen „Pharah“, unter dem sie auch modelt, bereits zwei Romane veröffentlicht. Sie sind Teil der als Trilogie geplanten Jugendbuchserie „Miss Laurel“, in der Mode, Magie und Nachhaltigkeit im Zentrum stehen. Bereits als Kind hat sie Gedichte geschrieben und als Teenager erste Buchideen an Verlage geschickt. Es war ihr Traum, ein Buch zu veröffentlichen – und dafür wurde sie von vielen belächelt. Eine Erfahrung, die sie noch heute prägt. „Die Leute in meinem Umfeld haben nicht daran geglaubt, dass ich wirklich etwas veröffentlichen würde. Ich wurde nicht ernst genommen.“

Ganz anders verhielt es sich, als sie nach dem Abitur von Model-Scouts entdeckt wurde. Der Zuspruch, diese Chance wahrzunehmen und in das Modebusiness einzusteigen, war groß. Dennoch hat sich Linda Seutter von Lötzen diese Entscheidung nicht leichtgemacht. „Ich bin nicht naiv da reingegangen. Es ist eine Branche, in der es viel um Oberflächlichkeit geht. Ich habe sie von Anfang an wirtschaftlich gesehen.“ So groß die Ermunterung damals war, als Model zu arbei-

ten, so skeptisch sind nun die Stimmen, wenn sie anderen von diesem Beruf erzählt: „Nicht selten kommen dann kritische Fragen und viele können sich nichts darunter vorstellen. Ich denke, es ist generell ein Problem, dass man als Frau oft in Schubladen gesteckt wird – gerade, wenn man erfolgreich ist und mitdenkt. Die Leute scheinen dann das Gefühl zu haben, da stimmt was nicht.“ So hat Linda Seutter von Lötzen den Eindruck, sich als Autorin doppelt beweisen zu müssen, da schreibende Models nicht in die Schubladen passen, die Menschen im Kopf haben.

Zu kritischem Denken anzuregen, ist etwas, das Linda Seutter von Lötzen auch in ihren Büchern am Herzen liegt. Hier verbindet sie die Modewelt auf unterhaltsame Art mit dem Thema Magie. „Diese Kombination hatte ich bewusst gewählt, weil Mode auch etwas Magisches an sich hat. Kleidung verwandelt und verzaubert ein Stück weit. Das – in Verbindung mit Nachhaltigkeit – kommt bei meinen Leserinnen und Lesern gut an. Mir ist es wichtig, mich authentisch und trotzdem spannend, witzig und kindgerecht für junge Lesbegeisterte mit Mode auseinanderzusetzen.“ Linda Seutter von Lötzen schätzt es sehr, dass auch Jungen ihre Lesungen besuchen. Ihr Ziel ist es, Bücher zu schreiben, mit denen sich alle identifizieren können – und die Dinge auch mal offenzulassen, um den Lesenden die Möglichkeit zu geben, selbstkritisch darüber nachzudenken.

Studieren, Schreiben, Modeln – so unterschiedlich das, was Linda von Seutter unter einen Hut bringt, auch sein mag, stellt sie doch fest: „Auch wenn vieles davon nicht planbar war, hat es sich gegenseitig bedingt. Das Modeln hat das Buch begünstigt, weil das Publikum durch meine Community in den Sozialen Medien schon da war. Und das Studium ist für das Schreiben bereichernd. Denn um ein gutes Buch zu schreiben – das Allerwichtigste! – braucht es die Recherche im Vorfeld. In diesem Sinne hilft mir das Studium sehr.“

Fragt man Linda Seutter von Lötzen danach, was sie sich für die Zukunft wünscht, fällt ihre Antwort in Anbetracht der Krisen unserer Zeit fast angenehm trotzig aus. Sie passt zu der Sonne, die anlässlich des Fototermins am Campus der Universität strahlend zum Vorschein kommt. „Ich wünsche mir, glücklich zu sein.“

Linda Seutter von Lötzen auf Instagram



FREUNDE FÜR DIE ZUKUNFT

GEMEINSAM
FÜR DIE
**UNIVERSITÄT
POTSDAM**

Werden auch Sie Mitglied
der Universitätsgesellschaft
Potsdam e.V. !

Profitieren Sie von einem lebendigen Netzwerk von Freunden, Förderern und Ehemaligen Ihrer Alma Mater und unterstützen Sie dabei den wissenschaftlichen Nachwuchs und kulturelle Projekte der Universität Potsdam.

Gemeinsam
unterstützen wir:

- Preise und Stipendien
- Netzwerk- und Alumni-Events
- Vorträge und Festveranstaltungen

Ihr Engagement zählt –
aus Verbundenheit und
Überzeugung



www.uni-potsdam.de/uniges

BLITZLICHT

Zeit für Erlebnisse

Veranstaltungen der Universität Potsdam

Wer nach vorn schaut, sollte auch ab und zu mal einen Blick zurückwerfen – das haben wir aus den vielen Gesprächen, die wir für diese Ausgabe des Universitätsmagazins zur „Zukunft“ geführt haben, mitgenommen. Deswegen möchten wir nun bei Ihnen (hoffentlich schöne) Erinnerungen an die Veranstaltungen der Universität Potsdam in den vergangenen zwölf Monaten wecken, bevor wir einen Ausblick auf das nächste große Event geben ...

DR. JANA SCHOLZ



Am 6. Mai 2023 ist die Universität Potsdam auf dem Campus Griebnitzsee Gastgeberin des 10. Potsdamer Tages der Wissenschaften – und Sie sind herzlich eingeladen. Unter dem Motto „Forschen. Entdecken. Mitmachen.“ erleben Groß und Klein ein interessantes Programm mit über 150 Vorträgen, Ausstellungen und Mitmach-Aktionen rund um Wissenschaft, Forschung und Kultur. Die Hochschulen des Landes und rund 30 Forschungsinstitute der Region geben Einblicke in ihren wissenschaftlichen Arbeitsalltag. Im Forschercamp können sich die Besucherinnen und Besucher im Experimentieren üben, über Studienangebote informieren, ihr Wissen testen und mit den Forschenden ins Gespräch kommen. Wenn der Wissensdurst gestillt ist, sorgen Mensa, Grill- und Getränkestände für das leibliche Wohl. Der Eintritt ist frei.

6. Mai 2023, 13 bis 19 Uhr
Campus Griebnitzsee, August-Bebel-Straße 89,
14482 Potsdam

Weitere Informationen und Programm:

 www.ptdw.de



Foto: © Kevin Ryl



Foto: © Kevin Ryl



Foto: © Kevin Ryl



Foto: © Kevin Ryl



Foto: © Thomas Roesse



Foto: © Thomas Roesse



Foto: © Karla Fritze



Foto: © Karla Fritze



Foto: © Tobias/Hopfgarten

Rund um die Uhr bestens informiert mit der PNN

Die App der Potsdamer Neueste Nachrichten

Alle Live-Nachrichten und Eilmeldungen auf Ihrem Smartphone oder Tablet und die digitale Zeitung (E-Paper).



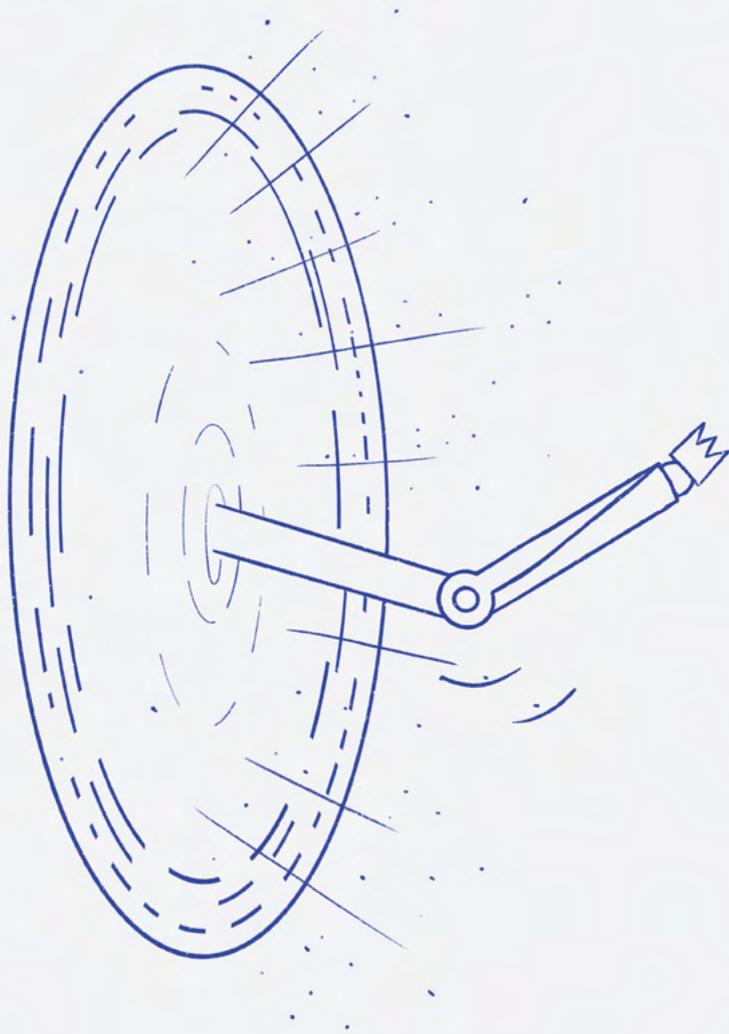
Exklusiv für Studierende: Die digitale Zeitung für nur 12,95 € mtl.
50% Ersparnis gegenüber dem regulären Bezug.

Gleich bestellen: pnn.de/studenten

PNN App gratis laden:



TAGESSPIEGEL
POTSDAMER
NEUESTE NACHRICHTEN



Portal

Das Potsdamer Universitätsmagazin

.....
www.uni-potsdam.de